



Sebenunddreissigster Jahrgang.

19. Heft.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Am Belt.

Roman

von

Gregor Samarow.

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

Zur bestimmten Abendstunde begab sich Friedrich in das Hotel, in welchem der Herzog Friedrich abgestiegen war und das den Mittelpunkt einer außerordentlichen Bewegung bildete; denn den ganzen Tag über waren sowohl einzelne Besucher als auch Deputationen verschiedener Korporationen gekommen, um den Fürsten zu begrüßen, den das ganze Land für seinen rechtmäßigen Souverän halten zu sollen glaubte und den jeder um so lieber ohne

nähere Prüfung der diplomatischen und staatsrechtlichen Kontroverse als solchen anerkannte, als er in seiner Person, wie man damals glaubte, allein die Bürgschaft für die Freiheit und vollständige Selbständigkeit der Herzogtümer zu bieten vermochte.

Friedrich meldete sich unter seinem angenommenen Namen und der unbekannte junge Mann in dem einfachen, unscheinbaren Anzug wurde daher von der Dienerschaft mit einer gewissen herablassenden Verwunderung in das Vorzimmer gewiesen, wo der bereits instruierte Kammerdiener ihn nach einer ganz kurzen Zögerung in das Zimmer seines Herrn befahl.

Der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, Sonderburg und Augustenburg, welcher durch die Resignation seines Vaters Chef seines Hauses geworden war, stand damals im vierunddreißigsten Jahre seines Alters; er trug die Majorsuniform des preussischen ersten Garderegiments zu Fuß. Seine Gestalt war hoch und schlank, seine Haltung außerordentlich vornehm und elegant, sein langes Gesicht mit dem stark hervortretenden Kinn und hoher Stirn war edel geschnitten und zeigte eine gewisse gutmütige Offenheit. In diesem Augenblick schien er erschöpft und angegriffen von der Reise, der unausgesetzten unruhigen Thätigkeit, die ihm die letzte Zeit gebracht hatte. Der Herzog saß an einem mit Briefen und Papieren bedeckten Schreibtisch und erhob sich, als Friedrich in das Zimmer trat.

Er blickte ein wenig verwundert auf den so außerordentlich einfachen Anzug des jungen Mannes und sagte, demselben die Hand reichend:

„Es ist mir eine besondere Freude, Sie bei mir zu empfangen, mein lieber Herr von Blomstedt, als den Träger eines der ersten Namen von Schleswig. Wie sieht es in Ihrem Lande aus? Sie werden noch etwas länger auf Ihre Befreiung warten müssen als die Holsteiner, denn dort werden noch längere Verhandlungen und ein ernstlicher Kampf nötig sein.“

„Ich hoffe,“ sagte Friedrich, indem er ehrfürchtig den Fürsten betrachtete, der auch für ihn das Recht und die Freiheit seines Vaterlandes verlor, „ich hoffe,

daß Eure Hoheit mich nicht bloß als den Träger des Namens Blomstedt gnädigst empfangen, ich bin nicht unter diesem Namen hier, ich nenne mich einfach Blom und nur unter diesem Namen habe ich die Ehre, in diesem Augenblick vor Eurer Hoheit zu stehen.“

„Nichtig,“ sagte der Herzog, „richtig, ich erinnere mich, Sie haben wohl recht,“ fügte er freundlich hinzu, indem er wieder vor seinem Schreibtisch Platz nahm und auf einen der nebenstehenden Sessel deutete, „Sie haben wohl recht, die Ihrigen würden Verfolgungen ausgesetzt sein, man würde die Güter Ihres Hauses schlecht behandeln, wenn man wüßte, daß Sie hier bei mir sind; traurig genug, daß die treuen und loyalen Unterthanen nur heimlich ihren Fürsten begrüßen können, aber alles Gute reißt ja langsam, und bald wird, so hoffe ich, die Zeit kommen, wo dem Rechte auch die Macht zur Seite stehen wird.“

Friedrich schüttelte traurig den Kopf.

„Ich muß einen für mich schmerzlichen und peinlichen Irrtum Eurer Hoheit aufklären. Nicht deshalb bin ich unter falschem Namen hier, weil ich schlimme Folgen meiner Loyalität vermeiden möchte, die meine Pflicht ist, Eure Hoheit dürfen überzeugt sein, daß ich solche Folgen nicht fürchten würde, wie schwer sie auch sein möchten; nein, Hoheit, ich bin hier unter der Verborgenheit eines falschen Namens, weil ich nicht das Recht habe, den Namen Blomstedt hier zu führen. Mein Vater teilt meine Ueberzeugung nicht, er hält sich dem Könige Christian IX. für verpflichtet und ist bis zu dieser Stunde — mit Schmerz muß ich es sagen — einer der heftigsten Feinde Eurer Hoheit.“

Des Herzogs Stirn zog sich in finstere Falten.

„Darf Ihr Vater Ihnen verbieten, den Namen zu führen, der Ihnen von Gottes und Rechts wegen gehört?“ fragte er.

„Vielleicht,“ sagte Friedrich, „darf er es nach dem Rechte Dänemarks, das er anerkennt, und dort ist ja das, was ich thue, Hochverrat, jedenfalls aber habe ich nicht das Recht, mich vor der Welt in Widerspruch mit meinem Vater zu setzen; meine Anwesenheit hier beweist Eurer Hoheit, daß ich die Pflicht gegen mein Vaterland und meinen Fürsten nach meiner Ueberzeugung erfülle, erlauben Sie mir, ebenso die nicht minder heilige Pflicht der Pietät gegen meinen Vater zu erfüllen.“

„Sie haben recht,“ sagte der Herzog, ihm herzlich die Hand drückend, indem ein warmes Licht aus seinen Augen strahlte, „Sie haben recht, sprechen wir nicht weiter davon. Ihr Vater wird sich auch von meinem und meines Landes Recht überzeugen, mir liegt es fern, meine Unterthanen mit Gewalt zu mir zu führen. Der Name thut nichts zur Sache. Sie haben mir unter Ihrem bescheidenen Namen schon große Dienste geleistet, es ist mir berichtet worden, daß ein Herr Blom und ein Theologe Bergen eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt haben, um die Versammlung in Elmshorn zu Stande zu bringen.“

„Mein Freund Bergen,“ sagte Friedrich schnell, „verdient in der That Eurer Hoheit höchste Anerkennung.“

„Die Zeit wird kommen,“ sagte der Herzog, „in welcher ich treue Dienste zu belohnen vermag; die beste Belohnung ist freilich für edle Herzen immer das eigene Bewußtsein der edlen That.“

Eine kurze Pause trat ein.

In dem Schweigen des Herzogs lag die Frage nach dem Zweck von Friedrichs Besuch, denn wenn derselbe nur eine persönliche Vorstellung beabsichtigte, so durfte das Gespräch bei der außerordentlichen Ueberbürdung des Herzogs sogleich zu Ende sein.

Friedrich begriff dies und sagte schnell:

„Ich bin gekommen, um Eurer Hoheit in meinem und der Freunde Namen, welche am eifrigsten für Ihre gerechte Sache thätig gewesen sind, den Wunsch und die Bitte vorzutragen, daß es Ihnen gefallen möge, so schnell als möglich Ihr Volk zu den Waffen zu rufen und Ihre Armee zu bilden. Ueberall glüht die Jugend in



Nach mir!

Nach einer Photographie von Carl Zedlitz. Heliograph in Hainichen.

Begeisterung. Noch sind Offiziere und Soldaten der früheren schleswig-holsteinischen Armee vorhanden, um den Grundstock des neuen Heeres zu bilden; von allen Seiten werden Ihnen die Freiwilligen zufließen, auch aus Schleswig, trotz des dänischen Drucks, alle werden Wege zur Flucht finden und in kurzer Zeit werden Sie über ein Corps verfügen, das ebenso stark sein wird als die Exekutionstruppen des Bundes und das Sie erst in Wahrheit zum Herrn Ihres Landes machen wird."

In tiefem Ernst dachte der Herzog einige Augenblicke nach, dann sagte er:

"Ich begreife Ihren Eifer, mein junger Freund, auch ich würde wahrlich, wenn ich meiner persönlichen Neigung folgen dürfte, zum Kampf hinausziehen gegen die Unterdrücker meines Volkes und mit der Spitze meines Schwertes mir mein Recht erobern, aber vergessen Sie nicht, daß dies Recht noch der Anerkennung bedarf, so zweifellos es auch zwischen uns beiden und ich kann wohl sagen zwischen mir und meinem ganzen Volke besteht; noch hat der deutsche Bund mein Recht nicht in gültiger Form anerkannt, noch stehen die Großmächte Europas auf dem Boden des Protokolls von London, ich darf den feindlichen Mächten keinen Grund geben, mir revolutionäre Gewalt vorzuwerfen, nur der anerkannte Landesfürst hat das Recht, ein Heer ins Feld zu schicken."

"O mein Gott," rief Friedrich in aufwallendem Gefühl, "so hat man denn auch Eure Hoheit schon umgarnt mit den Gefechen jener unglückseligen Diplomatie, welche mit ihrem formellen Recht, das sie selbst nicht achten, das älteste und heiligste Recht zu Unrecht verkehren. Ich bitte Eure Hoheit, an das Schicksal zurückzudenken, das die europäische Diplomatie unserem unglücklichen Lande im Jahre 1850 bereitet hat, damals war freilich ein Heer da, aber ihm fehlte der Fürst, es zu führen und ihm seine Fahne zu geben, damals war der König von Dänemark, so schwer er auch das Recht verlor, doch immer noch der wirkliche und unbestreitbare Herzog, heute aber —"

"Auch heute," fiel der Herzog ein, "ist vor dem Gerichtshof der europäischen Großmächte immer noch der König von Dänemark rechtsgültiger Herzog von Schleswig-Holstein, und vor diesem Gerichtshof muß ich meine Sache zunächst verfechten, unterstützt durch das laute Zeugnis des Landes; eine bewaffnete Erhebung, ein Heer aber, nein, nein, das geht nicht, das würde selbst der Bund, das würden Preußen und Oesterreich mißbilligen, ich würde die Unterstützung derer in Frage stellen, durch die ich allein zu meinem Rechte gelangen kann."

"Nein, Hoheit, nein," rief Friedrich, "nicht durch die europäischen Mächte, selbst durch den deutschen Bund nicht werden Sie Ihr Erbrecht zur Geltung bringen; Ihre eigene Kraft, Ihr Volk allein kann so großes Ziel erreichen, die Diplomatie wird feilschen und handeln, Frankreich und England und Rußland werden wiederum die europäische Notwendigkeit einer dänischen Monarchie geltend machen und Sie werden das Opfer der gegenseitigen Erbitterungen sein; erheben Sie sich für Ihr unglückliches Land, schaffen Sie eine vollendete That, dann allein wird niemand mehr es wagen, ein deutsches Volk unter fremde Herrschaft zurückzudrängen, dann wird des deutschen Bundes und aller deutschen Mächte Ehre gewahrt sein!"

Wieder saß der Herzog einen Augenblick nachdenkend da.

"Sie haben so viel für mich gethan, mein junger Freund," sagte er, "daß ich wohl ganz offen gegen Sie sein kann, um so mehr, da ich glaube, daß Sie im Namen vieler zu mir sprechen."

"Im Namen Tausender und Tausender," fiel Friedrich ein, "im Namen der ganzen streitbaren Jugend Ihrer Herzogtümer Schleswig und Holstein."

"So hören Sie denn," sagte der Herzog; "Sie meinen, die Großmächte ständen meinem Rechte feindlich gegenüber; nun, bei der mächtigsten von allen, bei Frankreich, ist dies nicht der Fall, ich habe dem Kaiser Napoleon geschrieben —"

"Dem Kaiser Napoleon," rief Friedrich erschrocken, "ihm, dem Deutschland doch am wenigsten die Rolle des Schiedsrichters in einer deutschen Sache zugestehen kann?"

"Nicht in der deutschen Sache," sagte der Herzog; "aber meine Sache ist vor den Großmächten auch eine europäische, und der Kaiser Napoleon ist mir nicht ungünstig. Er schreibt," fuhr der Herzog fort, indem er einen Brief aus einer vor ihm auf dem Schreibtisch stehenden Kassette nahm, "daß er für die italienische Unabhängigkeit gekämpft und seine Stimme für die polnische Nationalität erhoben habe; er konnte daher in Bezug auf Deutschland keine anderen Gefühle hegen und keine anderen Grundsätze befolgen."

"Nun, Hoheit," rief Friedrich ganz glücklich, "das ist ein Glück, ein großes Glück für uns, und fast möchte ich es dem Kaiser abbiten, daß ich ihn so lange nicht liebte und floh. Ist das nicht deutlich gesprochen? Sagte der Kaiser Ihrer Hoheit nicht, daß Sie daselbe thun sollen, was die Italiener und Polen gethan haben, die doch, bei Gott, weniger recht hatten als Sie und deren Sache doch mit der europäischen Revolution verhängnisvoll ver wachsen war?"

"Aber," fuhr der Herzog fort, "der Kaiser sagt weiter, daß die Großmächte durch den Vertrag von London gebunden seien und daß sie nur gemeinsam die Erbchaftsfrage lösen können; er bedauert deshalb, daß England den

Kongress, den er vorgeschlagen, abgelehnt. Der Kaiser spricht am Schluß die Hoffnung aus, daß meine Rechtsansprüche von dem deutschen Bundestage geprüft werden mögen und daß dann das Resultat dieser Prüfung den Mächten, welche den Vertrag von London unterzeichnet haben, vorgelegt werden möge, damit das in Deutschland so lebhaft sich kundgebende Nationalgefühl unter allgemeiner Zustimmung seine Befriedigung finden könne."

"Nun," rief Friedrich, "das beweist mir von neuem, daß Napoleon unserer Sache durchaus günstig ist; er muß ja als Unterzeichner des Vertrags von London der Diplomatie dieses Zugeständnis machen, aber die wiederholte Verurteilung auf das deutsche Nationalgefühl, die bestimmte Hinweisung auf Italien und Polen zeigt doch deutlich, daß er es ruhig annehmen wird, wenn das Nationalgefühl statt in Demonstrationen und Deklamationen sich mit den Waffen in der Hand Geltung verschafft, wie dies ja doch die Italiener und die Polen gethan haben; ja mir scheint es fast, als ob in der Fassung dieses Briefes ein Wink läge, als ob der Kaiser eine neue Bethätigung des Volkswillens, auf dem ja sein eigener Thron ruht, in dem europäischen Völkerrecht wünsche."

"Sie, mein junger Freund," sagte der Herzog lächelnd, "sehen vielmehr überall das, was Sie wünschen — mißverstehen Sie mich nicht — Ihre Wünsche teile ich von ganzem Herzen und finde sie vom Standpunkt des Patriotismus und des deutschen Nationalgefühls natürlich und berechtigt, ich aber bin verantwortlich für die Zukunft meines Landes, ich darf nicht nach Wünschen und Inspirationen handeln, ich muß mit den realen Mächten rechnen, und die Mächte, welche am meisten berufen sind, meine Sache zu verfechten, stehen noch auf dem Boden eines diplomatischen Vertragsrechts, das dem Rechte meines Hauses und meines Landes widerspricht. Würde auch, wie Sie annehmen, der Kaiser Napoleon einer thätigen Rundergebung des Volkswillens Rechnung zu tragen geneigt sein, so werden die anderen Mächte gerade deshalb einem solchen Prinzip entgegenstehen."

"Eure Hoheit blicken unendlich weiter als ich," sagte Friedrich, "Sie stehen unendlich höher an Einsicht und Erfahrung, aber eins weiß ich, eins kann ich vielleicht dennoch besser beurteilen als Eure Hoheit selbst, weil ich mitten in dem Velle, mitten in dem Strome seiner Bewegung stehe. Das Volk, Hoheit, versteht nichts von der Diplomatie, seine Begeisterung wird auf den labyrinthischen Wegen der diplomatischen Verhandlungen ermüden und absterben, während unter den Waffen und geschart um Eure Hoheit die Fahne immer von neuem sich entfalten wird. Des Volkes ermüdetes und ersterbendes Gefühl wird man ignoriren können, ein bewaffnetes Volk mit roher Gewalt niederzuschlagen ist heute nicht mehr möglich, und Napoleon selbst würde gezwungen sein, sich einem solchen Versuch entgegenzustellen. Ich bin ein junger Mensch, dessen einziges Wort nichts bedeutet, aber, Hoheit, in Ihrer Hand liegt das Glück unseres Landes, sprechen Sie ein einziges Wort, weisen Sie uns nicht zurück, stellen Sie uns ins Feld, wo für Ihr Recht und das Recht Ihres Landes gekämpft wird, und Ihnen wird der Sieg gehören!"

Wieder schwieg der Herzog eine Zeit lang, die flammende Begeisterung, welche aus Friedrichs Worten leuchtete, schien einen Abglanz auf seinem bleichen, angespannten Gesicht zu finden.

"Warten Sie einen Augenblick," sagte er aufstehend, "ich darf nicht allein über eine für die Zukunft meines Hauses und meines Landes so wichtige Frage entscheiden, meine Ratgeber tragen die Verantwortung für meine Handlungen, ihrem Urteil muß ich auch die sympathische Neigung unterstellen, welche Ihre Worte, wie ich nicht leugnen mag, in meinem Herzen erwecken."

Er ging hinaus und nach einigen Minuten, welche der aufs äußerste gespannten Erwartung Friedrichs wie eine Stunde vorfielen, kehrte er in Begleitung eines schwarz gekleideten Mannes von etwa sechzig Jahren in das Kabinett zurück, der in seiner ganzen, etwas steifen Haltung das Bild eines gelehrten Professors darbot.

"Teilen Sie, mein lieber Herr von Blomstedt," sagte der Herzog, "Ihre Ansichten und Wünsche dem Herrn Staatsrat Franke, meinem treuen Freund und Ratgeber, mit, er darf Ihren wahren Namen wissen, er ist verlässlicher noch und vorsichtiger als ich selbst vielleicht, und ich habe ihm Ihre persönliche Lage mitgeteilt."

Friedrich verbeugte sich ehrerbietig vor dem Manne, der in der Geschichte Schleswig-Holsteins einen so ehrenvoll bekannten Namen sich erworben hatte.

Der Staatsrat Franke erwiderte den Gruß mit höflicher Zurückhaltung, indem er den jungen Mann mit forschenden, fast misstrauischen Blicken betrachtete.

Friedrich sprach feurig und lebhaft, um alles das zu wiederholen und noch weiter auszuführen, was er bereits dem Herzog gesagt hatte.

Herr Franke hörte ruhig zu, ohne daß sich ein Zug seines Gesichtes bewegte, während die Miene des Herzogs häufig zeigte, daß die begeisterten Worte des jungen Mannes Widerhall in seinem Herzen fanden.

"Ich kenne diese Regungen," sagte der Staatsrat, als Friedrich geendet hatte, "dieselben haben sich bereits, wie Eure Hoheit wissen, auf der Versammlung in Elmshorn

geltend gemacht; ich erblicke in solchen Regungen die größte Gefahr für die Sache Eurer Hoheit und Ihres Landes; ja, ich glaube," fügte er mit einem scharfen Seitenblick auf Friedrich hinzu, "daß unseren Feinden in Kopenhagen nichts erwünschter kommen könnte als eine Bewaffnung des Volkes, welche nach der heutigen Lage der Dinge immer eine revolutionäre sein würde. In Holstein hat der deutsche Bund mit genügender Macht die Entscheidung in Händen, Schleswig fällt unter die Entscheidung der europäischen Mächte, unsere Anwälte bei denselben müssen Preußen und Oesterreich sein; der erste Schritt, den diese thun können zur Ausöhnung, ist die Einverleibung der Herzogtümer in das dänische Reich und die Wiederherstellung der dänischen Gesamtverfassung. Erst wenn dieses verweigert wird, wie wir hoffen müssen, ist die Möglichkeit einer vollständigen Trennung der Herzogtümer von Dänemark gegeben. Eure Hoheit kennen meine Ansichten, und die Ausführungen dieses jungen Herrn, dessen Patriotismus ich alle Anerkennung zolle," fügte er mit einem kaum merklichen Anflug von Ironie hinzu, "können mich zu einer Aenderung meiner wohl überlegten und wohl begründeten Meinung nicht bewegen. Es ist eben ein weitgehender Unterschied zwischen der Politik, die Eure Hoheit unter steter Berücksichtigung der europäischen Mächte führen müssen, und den jugendlichen Aufwallungen der Herren, welche nur ihr Gefühl zu Rate ziehen. Würden Eure Hoheit von unseren Feinden in Kopenhagen einen Rat einholen, ich glaube, derselbe würde kaum anders ausfallen als die Wünsche, welche der Herr von Blomstedt ausgesprochen und verfochten hat."

Flammende Zornesröthe loderte in Friedrichs Gesicht auf; er trat einen Schritt vor, ein heftiges Wort schien auf seinen Lippen zu schweben.

Der Herzog legte die Hand auf seine Schulter und sagte:

"Sie hören, mein junger Freund, die politische Klugheit muß den Wunsch des Herzens zurückdrängen, ich muß den vielverschlungenen Knoten lösen, ich halte nicht das Schwert Alexanders in meiner Hand, um ihn zu durchhauen."

"Das Schwert Alexanders?" rief Friedrich. "Ein mutiges, treues und tapferes Volk bietet Ihnen dieses Schwert dar, ergreifen Sie es und Sie werden im Stande sein, der ganzen Welt zu widerstehen!"

Deutlicher zeigte sich die spöttische Ironie in dem Gesicht des Staatsrats Franke.

"Die Beispiele der alten Geschichte," sagte er achselzuckend, "dürften sich kaum auf die Verhältnisse unserer Lage anwenden lassen. Ich möchte mir erlauben, auf die Gegenwart zurückzukommen und Eurer Hoheit Aufmerksamkeit auf einen Bericht aus Wandsbeck zu richten, den ich soeben erhalten habe und der die Konstituierung der Bundesexekutionsverwaltung für Holstein meldet. Holstein ist also in den Händen des Bundes und Schleswig kann den Dänen nur durch die deutschen Großmächte entzissen werden."

"Sie sehen, Herr von Blomstedt," sagte der Herzog mit einer leicht verlegenen Miene, welche deutlich zeigte, daß er den Gegenstand für erschöpft und die Unterhaltung für beendet ansah, "Sie sehen, mein lieber Herr von Blomstedt, daß alles auf gutem Wege ist, vielleicht wird sich später Gelegenheit finden, auch der kampfesfreudigen Begeisterung meiner Unterthanen Raum zu geben, vorläufig, das werden Sie begreifen, müssen wir warten!"

"Warten," sagte Friedrich mit dumpfem Ton, indem er schmerzlich das Haupt neigte, "warten ist gut für den, der die Macht in Händen hat, oder für den, der die Spitze des Rechts abzustumpfen hofft; doch da Eure Hoheit zu warten beschloßen haben, so wird auch das Volk warten und," fügte er halblaut hinzu, "den Schaum seiner Begeisterung verfliegen sehen."

"Sien Sie überzeugt," sagte der Herzog, indem er Friedrich die Hand reichte, "daß ich Ihre treue und edle Hingebung stets in dankbarer Erinnerung behalten werde."

Friedrich verneigte sich, ohne weiter ein Wort des Abschiedes zu erwidern. Er ging schen und gesenkten Hauptes durch die Vorzimmer und stürmte nach seiner Wohnung zurück.

Hier fand er Bergen in gespannter Erwartung. Hastig und atemlos, zitternd in unmutiger immer zorniger sich steigender Erregung erzählte er dem Freunde den Inhalt seiner Unterredung mit dem Herzog.

"So steht es um die Sache, mein Freund," schloß Friedrich seinen Bericht, "der das ganze Volk zujauchzte und der wir unsere Kraft geweiht haben. Die bewaffnete Jugend des Landes müßte den Herzog mit einem Feldlager umgeben, statt daß er sich hier im Hotel einschließt; einen General müßte er an seiner Seite haben, statt dieses Mitteldings zwischen Diplomaten und Professor, der Berichte liest und Berichte schreibt, während die Zeit vergeht und die kostbaren Stunden, die dieser kühnen That noch übrig bleiben, verstreichen."

"O," rief Bergen schmerzlich, "dann ist alles verloren! Noch niemals ist ein Volk durch bloße Worte frei gemacht, noch niemals ist ein Fürstenhaus auf papierenen Depeschen aufgebaut worden!"

"Alles verloren!" sagte Friedrich finster — "vielleicht für den Herzog! Das Vaterland soll man niemals verloren

geben, und die erste Pflicht für uns ist, Zeugnis für das Recht unseres Landes abzulegen durch die That und, wenn es noththut, durch unser Blut und Leben. Mag der Herzog hier bleiben und sich von seinem Minister die Briefe Napoleons und die Beschlüsse des Bundes mittheilen lassen, ich gehe hin, mir einen Platz zu suchen im Kampfe. Unwürdig ist es, still zu sitzen, wenn Fremde für das Vaterland ins Feld ziehen, und da der Herzog seine Fahne nicht erhebt, so werde ich gehen, mir eine andere zu suchen."

Bergen schüttelte traurig den Kopf.
"So haben schon andere gedacht und vergebens zu thun versucht. Dies hier diesen Brief, mehrere von unseren Freunden haben sich bei dem Kommissär des Bundes gemeldet und gebeten, ein Freicorps bilden zu dürfen oder in die Reihen der Bundesstruppen zu treten, sie haben strenge Zurückweisung gefunden und man hat jeden Versuch, in die militärische Operation von unberechtigter Seite einzugreifen, mit der Strafe des Aufruhrs bedroht. Du siehst," fügte er bitter hinzu, "daß uns nichts übrig bleibt, als mühsig zuzusehen, wie das Würfelspiel des Zufalls über die Zukunft unseres Vaterlandes entscheidet."

"Niemand," rief Friedrich, "niemand, so lange noch ein Blutstropfen in meinen Adern rinnt und noch ein Atemzug meine Brust bewegt! Hinter dem Bunde steht noch eine deutsche Macht, steht Preußen, das eine Ehrenpflicht einzulösen hat gegen unser Vaterland."

"Preußen," rief Bergen, "das heute noch den dänischen König als unsern Herzog anerkennt, das —"

"Preußen," fiel Friedrich ein, "ist ein anderes geworden seit achtzehnhundertundfünfzig, ein Schleier liegt über der Zukunft, aber fast möchte ich glauben, unter diesem Schleier ein herrliches Licht hervorblitzen zu sehen, das Licht siegreicher Waffen. Ich gehe ins preussische Hauptquartier," rief er entschlossen, "und finde ich nichts anderes, so finde ich einen Platz, um für mein Vaterland zu kämpfen und zu sterben!"

"Du hast recht," sagte Bergen, "ich begleite Dich; überall, wo freie Kriegsluft weht, ist es besser als hier, wo es mir vorkommt, als ob der Moderdunst verrotteter Kanzleien uns umgibt."

Schnell packten sie ihre Sachen zusammen, zählten ihre Barckhaft, welche auf lange noch für ihre bescheidenen Bedürfnisse ausreichte, und in derselben Nacht verließen sie die immer noch unruhig bewegte Stadt.

Dreißigste Kapitel.

Der Baron von Blomstedt war, schmerzlich erschüttert und von widerstreitenden Gefühlen bewegt, nach Hagenberg zurückgekehrt.

Seine loyale Anhänglichkeit an den König und an die alte Monarchie, welche lange ihren dynastischen Mittelpunkt in Kopenhagen gehabt hatte, beruhte auf der Erinnerung an die herrschende Stellung, welche der Adel der Herzogtümer in der Gesamtmonarchie behauptet hatte. Er haßte das demokratische Regiment in Kopenhagen, und wenn er auch in den gegenwärtigen Schwierigkeiten und der auswärtigen Einnischung gegenüber es für unloyal gehalten haben würde, einen inneren Zwiespalt von Seiten der Unterthanen ins Leben zu rufen, so hielt er es doch zugleich auch wieder für eine Pflicht des Königs, diesen Zeitpunkt zu benützen, um, auf seine Stellung als Herzog von Schleswig und Holstein gestützt, die Macht der Demokratie zu brechen und dadurch der auswärtigen Einnischung ihre Berechtigung und Veranlassung zu nehmen. Selbst die den dänischen Interessen und der äußeren Integrität der dänischen Monarchie vorzugsweise günstigen europäischen Mächte hatten dringend die Aufhebung der demokratischen Gesamtverfassung angeraten, und es konnte keinen günstigeren Moment geben, um die konservativen und königstreuen Elemente in Dänemark und den Herzogtümern zu gemeinsamer Thätigkeit für die Wiederherstellung der königlichen Autorität und der Macht des großen Adels zu vereinigen. Er hatte gehofft, daß der König dies erkennen würde, und war gewiß, daß ein Ministerium aus dänischen Konservativen und Vertretern des schleswig-holsteinischen Adels, wie es in alten Zeiten in Kopenhagen existiert hatte, mit Leichtigkeit nicht nur alle äußeren Schwierigkeiten beseitigen, sondern auch den inneren Widerstand brechen könnte. Die bestimmte Weigerung des Königs, auf die Ideen, welche er demselben ausgesprochen hatte, einzugehen, erschien ihm als ein zaghafter Kleinmut, und fast sah er sich gezwungen, dem äußeren feindlichen Druck bis zu einem gewissen Grade Erfolg zu wünschen, denn nur dadurch konnte endlich den noch im Zustand herbeigeführt werden, der seinen Standesinteressen und seinen Wünschen nach seiner Ueberzeugung auch dem Heile der gesamten dänischen Monarchie entsprach. Und das mußte er also im Grunde seines Herzens hoffen, daß die Feinde des Königs, den er für seinen rechtmäßigen Lebens- und Landesherrn ansah, so weit siegreich bleiben möchten, um den Widerstand zu brechen; allein er sah ein, daß dann auch die Grenze schwer zu ziehen sein werde und daß die Gefahr der augustenburgischen Succession dann sehr nahe lag. Dies war aber für ihn die widerstreitendste aller Aussichten, der Herzog von Augustenburg hatte sich ebenfalls mit dem Liberalismus verbündet, und wenn er einmal einem liberalen Regiment sich unterordnen sollte, so wollte er dies dennoch

lieber unter der alten, glänzenden, mit seiner historischen Familientradition verwachsenen dänischen Monarchie, als unter einem unbedeutenden Kleinstaat thun, in welchem er für den Ehrgeiz eines großen Edelmannes wie er keinen Platz zu finden vermochte.

Seiner so stolzen, klaren und sicheren Natur war dieser Widerstreit seiner Gefühle in hohem Grade peinlich. Däster, mit sich selbst uneins, stieg er im Schloßhof von Hagenberg aus dem Wagen.

Seine Wirtschaftsbeamten, die ihn empfingen, und auch die Diener traten ihm ernst und feierlich entgegen. Eine gewisse ängstliche Unruhe zeigte sich in aller Gesichter.

Er grüßte mit einer stummen Kopfneigung und stieg schnell die Schloßtreppe hinauf.

Im Grunde seines Herzens lebte immer noch die Hoffnung, daß sein Sohn, nachdem er demselben so scharf und klar seine Meinung ausgesprochen, vor dem äußersten Bruch zurückgeschreckt und wieder nach Hause gekommen sein möchte. Aber er fragte nicht, er fürchtete seine Stimme nicht in der Gewalt zu haben, und seine Diener durften nicht sehen, daß er bange Zweifel in sich trug.

In der Vorhalle des Schlosses trat ihm Agnes entgegen; sie trug, wie er es vorgeschrieben, die Trauer um den König Friedrich VII. und ihr schwarzer Anzug ließ die Blässe ihres Gesichts, ihre schmerzlichen entstellten Züge und ihre leicht geröteten Augen noch mehr hervortreten.

Der Baron erschraf bei dem Anblick; er reichte ihr den Arm und, mit einer kurzen befehlenden Bewegung jede Begleitung zurückweisend, führte er sie, hastig vorwärts schreitend, bis zu seinem Zimmer.

Als der Kammerdiener die Thür hinter ihm geschlossen hatte, sprach er, mit Mühe seine Stimme zu festem Ton zwingend, nur das einzige Wort:

"Friedrich!"

Agnes brach in Thränen aus.

"O mein Gott, mein Vater," rief sie schluchzend, "Du weißt es nicht? Er ist —"

"Ich weiß es," unterbrach er sie rauh. "So ist er nicht zurückgekehrt?"

"Hier ist sein Brief," sagte Agnes, indem sie ein Papier hervorholte, das deutlich die Spuren der daraufgefallenen Thränen zeigte.

"Laß das," sagte der Baron, ohne den Brief zu berühren, "ich kenne die leeren Phrasen, mit denen er seine Fehlonie zu beschönigen sucht — er ist also für uns verloren."

"O mein Vater," rief Agnes, "ich beschwöre Dich, sei nicht hart, er glaubt wohl recht zu haben!"

"Recht zu haben?" rief der Baron heftig. "Hat der ein Recht neben mir und gegen mich? Wenn ich einmal nicht mehr da bin, dann mag er mit der Ehre seines Namens machen, was er will, aber ich werde dafür sorgen, daß er dann nicht im Stande sein wird, unser altes, reines Wappenschild durch Hochverrat und Fehlonie zu beslecken; schon habe ich es eingeleitet, daß Hagenberg künftig Dir gehört, Dir und Axel, der wohl mit dem Besitz bereit sein wird, Namen und Wappen seiner Gemahlin anzunehmen, und der auch, dessen bin ich gewiß, beide hochhalten wird."

"O mein Gott, mein Vater," rief Agnes entsetzt, "ich beschwöre Dich, das wirst Du nicht thun! Ich sollte meinem Bruder sein Erbe nehmen? Niemals, niemals! Und Axel und Friedrich sollten so sich feindlich gegenüberstellen? Nein, mein Vater, nein, das kannst Du nicht thun, das werde ich, das darf ich niemals annehmen!"

"Sein Erbe hat er verwirkt," erwiderte der Baron; "nicht Du bist es, die es ihm nimmst, und Du wirst Dich dem fügen, was ich und Axel beschließen und was der König bestätigt"

"Niemals, niemals!" rief Agnes. "O mein Gott," fügte sie leise hinzu, "immer näher zieht es heran: jenes Schrecknis, das dieses unheilvolle Weib mir verkündet!"

"Was," rief der Baron in aufleuchtendem Zorn, "so weit ist es gekommen, daß auch Du schon es wagst, meinem Willensspruch ein 'Niemals!' entgegenzustellen? Hüte Dich, noch bin ich das Haupt meines Hauses, noch habe ich zu verfügen über den Namen Blomstedt und über den Besitz, den meine Vorfahren nur für würdige Hände bestimmten! Jetzt kein Wort weiter! Geh hin und erwarte meine Beschlüsse!"

Agnes kreuzte die Hände über der Brust und ging schwankeuden Schrittes der Thür zu.

Ein weiches Gefühl brach einen Augenblick aus den Augen des Barons hervor; er folgte seiner Tochter, legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte im Ton mitleidiger Theilnahme:

"Sei ruhig und gefaßt, mein Kind, das Unvermeidliche zu tragen; ich tadle Deinen Schmerz nicht und ehre Deine Thränen um den Bruder. Glaubst Du, daß es mir so leicht wird, den Sohn verloren zu geben? Aber ich verlange von meiner Tochter, daß sie zu mir steht, wo es den Namen und die Ehre unseres Hauses gilt!"

Agnes beugte sich auf die Hand des Barons.

"Du wirst entscheiden, mein Vater," sagte sie mit erstickter Stimme, "Gott wird Dich erleuchten und Gott wird Deinen Geist lenken, Gott, der nicht will, daß die irdische, unsichere Hand den Stein auf den Schuldigen werfe."

Sie küßte inbrünstig die Hand ihres Vaters, als ob

sie für ihre Worte Verzeihung erbitten wolle. Dann eilte sie hinaus.

Der Baron blieb unbeweglich stehen und starrte vor sich nieder.

"Nur wer selbst ohne Schuld ist," sagte er mit dumpfer Stimme, "soll den Stein der Verdammnis auf den Schuldigen werfen. Hat Gott selbst dies Wort in den Mund meiner Tochter gelegt, vor der ich so streng und stolz stand? Bin ich ohne Schuld? Rächt sich nicht die Vergangenheit, deren mahnende Stimme ich oft betäubt, von neuem wieder? Neue Anklagen steigen vor mir auf, und welche Schuld ist die größere? Er folgt einer falschen Ueberzeugung und ist bereit, sich selbst zu opfern — ich habe die Liebe verraten — ich habe ein treues Herz geopfert — klang nicht die Stimme der Selbstsucht in dem Gebot der Pflicht gegen meinen Stand und Namen wieder —"

Lange ging er mit verschränkten Armen auf und nieder, finster zu Boden blickend und leise abgebrochene Worte vor sich hin flüsternd.

"Ja," rief er endlich, "ja, ich will glauben, daß es die Stimme Gottes war, die aus meiner Tochter Munde zu mir sprach, der Stein ist zu schwer für meine schuldige Hand. Ich will mich demüthigen, ich will ringen um den Sohn, an den Unschuldigen will ich süßnen, was stolze Selbstsucht verschuldet — sei mit mir, mein Gott, und hilf, daß alles zum Guten sich wende!"

Noch eine Zeit lang schritt er auf und nieder, aber heller wurden seine Blicke und ruhiger seine Züge, dann befahl er, sein Pferd zu satteln, bestellte die Wirtschaftsbeamten zum Bericht über die Vorgänge während seiner Abwesenheit auf den nächsten Morgen und ritt durch den Wald auf dem Wege nach Glücksburg hin.

Kaum war er aus dem Gesichtskreise des Schlosses gekommen, als er sein Pferd zu schnellerer Gangart antrieb, und wie ein Pfeil dahinfliegend, trug ihn das edle Tier davon, so daß er bald das einsame Haus am Waldestrand erreicht hatte, das für ihn und seine Familie so bedeutungsvoll geworden war.

Schnell befestigte er seines Pferdes Zaum an den winterlich kahlen Baum und öffnete die unverschlossene Hausthür.

Die alte Dienerin war nicht auf dem Flur.

Er hörte Stimmen im Wohnzimmer und trat, ohne eine Anmeldung abzuwarten, ein.

Verwundert blieb er auf der Schwelle stehen. Einige Koffer standen auf Stühlen. Die Gräfin Dammer im einfachen Kleid, Frau Hansen und Meta waren beschäftigt, Wäsche und Kleidungsstücke einzupacken, während die alte Barbara den Damen jedes einzelne Stück zureichte.

Sie alle hatten, ganz mit ihrer Arbeit beschäftigt, den Baron nicht heranreiten sehen und waren über seinen Eintritt ebenfalls äußerst verwundert.

Metas Gesicht färbte sich mit dunkler Blut. Frau Hansen blickte finster und streng auf und einen Augenblick standen sich alle stumm gegenüber.

Der Baron blickte Meta in tiefer Bewegung an.

"Geh auf Dein Zimmer, Meta," befahl Frau Hansen ihrer Tochter in hartem Ton.

Schnell aber trat der Baron zu dem Mädchen heran, erfaßte ihre Hand und sagte weich:

"Lassen Sie sie hier, ich bitte Sie darum, lassen Sie mich einen Augenblick ihre Züge betrachten, lassen Sie Ihre Tochter die Vermittlerin des Friedens und der Versöhnung sein!"

Meta erglühte in noch höherer Verwirrung, aber es schien, daß die Stimme des Barons einen Widerhall in ihrem Herzen weckte. Auch sie blickte bittend zu ihrer Mutter auf, obgleich sie sich von der ganzen Bedeutung dieser Scene keinen Begriff machen konnte.

"Geh auf Dein Zimmer!" befahl Frau Hansen noch härter, noch schärfer als vorher, ohne den Baron nur mit einem Blick zu streifen.

Noch einen Augenblick zögerte Meta, dann aber zog sie ihre Hand aus der des Barons zurück und ging langsam, traurig das Haupt gesenkt, hinaus.

Die alte Barbara folgte ihr, einem stummen Wink der Frau Hansen gehorchend.

"Vielleicht haben Sie recht," sagte der Baron wehmüthig, "wenn Sie mich des Anblicks dieses Mädchens nicht für würdig halten, wenn Sie ihr den Anblick dessen entziehen wollen, der so schwere Schuld gegen sie trägt und den ihr reines Herz doch nicht würde hassen können."

"Das Kind soll den Haß nicht kennen lernen," sagte Frau Hansen, "denn der Haß thut weh, und doch würde sie hassen müssen, wenn ihr Lebensweg sich mit dem Ihren kreuzte, mein Herr. Was führt Sie hieher? Ich hoffe nicht, Sie hier wiederzusehen."

"Sie sind hart und unverföhnlich," sagte der Baron, "und doch sollten Sie es nicht sein; auch ich bin es nicht gewesen, und darum komme ich hieher."

"Hier ist keine Stätte der Versöhnung," sagte Frau Hansen, "jedes Wort wäre unnütz."

"Und doch," sagte der Baron, "will ich das Wort sprechen, und Sie, Frau Gräfin, bitte ich, helfen Sie mir: so wenig ich auch begreife, was Sie in diesem Augenblick hieher führt, so bin ich doch glücklich, Sie zu finden, denn ich bin gewiß, Sie werden ein Wort des Friedens sprechen,



Christus vor Pilatus. Gemälde von Michelangelo.

Photographie im Verlag von E. Schönerer in Paris. (L. 118.)

wie Sie es ja oft schon gethan haben an der Stelle, auf welche das Schicksal Sie stellte."

"Mein Platz ist nicht mehr im königlichen Schlosse, Herr Baron, nachdem mein gnädigster Herr dahingegangen ist," erwiderte die Gräfin; "ich bin hier zu meiner Freundin gekommen, um für die ersten Tage meines Schmerzes eine Zuflucht zu finden; der neue König hat gnädig für mich gesorgt, aber ich werde fortgehen, um in der Ferne der Vergangenheit zu gedenken, und heute Abend noch will ich abreißen. Kann ich hier Frieden zurücklassen, so werde ich eine freundliche Erinnerung mitnehmen und meiner Freundin dafür dankbar sein," fügte sie mit einem bittenden Blick auf Frau Hansen hinzu.

Diese schüttelte kalt ablehnend den Kopf.

"So hören Sie mich denn an, Frau Gräfin," sagte der Baron, "und unterstützen Sie meine Bitte — Ihre Stimme wird mehr Gehör finden als die meinige. Mein Sohn," fuhr er düster, seine Bewegung unterdrückend, fort, "ist in Kiel bei dem Herzog von Augustenburg."

"O mein Gott," rief die Gräfin, "so verläßt denn alles diesen armen neuen König, der in so schwerer Zeit seinen Thron besteigt!"

"Sie kennen meine Gesinnungen," fuhr der Baron fort, "und begreifen, wie schwer ich unter dem Verlust meines einzigen Sohnes leide; nach meiner Ueberzeugung hat er sein Geburts- und Erbrecht verlor durch den Treubruch an seinem rechtmäßigen König, ich habe beschlossen, ihn verloren zu geben, und habe den König bereits um die Bestätigung für eine neue Erbordnung meines Hauses und Besitzes gebeten, aber es thut doch weh, sehr weh, den einzigen Sohn zu verlieren! Zu Ihnen komme ich," sagte er, die Hand der Frau Hansen ergreifend, welche diese ihm aber schnell wieder entzog, "zu Ihnen komme ich, um von Ihnen meinen Sohn zu erbitten; Sie allein sind im Stande, ihn zurückzuführen von dem verhängnisvollen Weg, dem er sich zugewendet hat; der Stimme Ihrer Tochter wird er gehorchen, wenn Sie ihn rufen, wird er kommen, dann mag alles sich auflösen, ich will beschämt vor meinem Sohn stehen und meine Schuld eingestehen, sein Gefühl, das in der Stimme der Natur sich verirrt hatte, wird sich auflösen, er wird in Weita die Schwester lieben und sie wird ihn dem Vater wieder zuführen. Sie haben Rache gesucht!" fuhr er fort. "Sind Sie nicht gerächt? Ich, der Sie gekränkt und verlassen hat, stehe vor Ihnen, von Ihnen meinen Sohn zu erbitten! Sind Sie zufrieden mit dieser Rache?"

"Ja," erwiderte Frau Hansen, indem sie zum erstenmal ihre funkelnden Augen, aus denen unverjünglicher Haß hervorblitzte, auf ihn richtete, "ja, ich bin zufrieden und danke Gott, daß er mein Gebet erhört hat; er hat mir die Rache gegeben, aber es wäre feig von mir und thöricht, es wäre undankbar, wenn ich nun einer Rache entsagte, die so lange die Sehnsucht meines Lebens war. Nein, mein Herr, ich werde das nicht thun, ich werde in vollen Zügen die Rache genießen, nach der ich gedürstet habe seit langen Jahren des Leidens, ich werde das Wort, das Sie von mir verlangen, nicht sprechen, ich werde meiner Tochter nicht erlauben, das Wort Ihres Ehrgeizes zu sein, denn nur der Ehrgeiz ist es und der Stolz, der Sie treibt; ich könnte vielleicht weich sein, wenn ich glaubte, daß der Schmerz des Vaters Sie hieher geführt hat, aber ich glaube das nicht, mein Herr, ich glaube nicht, daß in Ihrer Brust ein Herz schlägt, ich glaube nicht, daß Sie lieben können; der Stolz hat Sie schuldig gemacht, unfähig, schuldig gegen mich, und in Ihrem Stolz sollen Sie leiden, wie ich gelitten habe in meinem Herzen!"

"Verzeih," sagte die Gräfin, indem sie Frau Hansens Hand drückte, "bei Gott, Du bist gerächt, mehr zu verlangen, hieße Gott versuchen; sieh, wie ein Wort von Dir das alles lösen kann! Gott ist, der die Rache gegeben, gib dafür die Verzeihung und den Frieden, die wir alle ja von ihm erbitten!"

"Nein," sagte Frau Hansen, "nein, ich habe gelitten, was ein menschliches Herz nur leiden kann, und er sollte nicht leiden? Nein, Frau Gräfin, jedes Wort ist unnütz, sprechen Sie nicht mehr davon, machen Sie mir den Schmerz nicht, Ihr Wort zurückweisen zu müssen, das Wort der einzigen Freundin und Beschützerin, die ich gefunden. Was kümmert es mich, ob der Baron von Blomstedt einen Erken hat, was kümmert es mich, ob der Sproß des Blutes, das für mich zu edel war, als Bettler die Welt durchzieht — vor meiner Thür," rief sie laut, hohnlachend, indem ein dämonisches Feuer aus ihren Augen blühte, "vor meiner Thür soll er kein Amos empfangen!"

Die Gräfin wendete sich traurig ab.

Der Baron war bleich wie der Tod.

Hoch richtete er sich auf aus seiner gebeugten Stellung und mit flammenden Blicken rief er:

"Das ist zu viel, das ist mehr, als die Gerechtigkeit Gottes verlangen kann! Ich habe mich in den Staub gebeugt und um Frieden und Versöhnung gebeten — das Höchste, was ich habe auf Erden, meines Namens Ehre, habe ich aus der Hand der Gekränkten und Verlassenen empfangen wollen — meine Schuld ist geführt in diesem Augenblick, denn es gibt ein Maß der Demut und des Leidens, das jede Schuld aufwiegen muß. Jetzt mag das Verhängnis seinen Gang nehmen — mich werden Sie nicht wiedersehen — mögen Sie niemals bereuen, das

Schwert der Rache, das Gott in Ihre Hand gab zum tödlichen Streich, gegen das Herz des Bereuenden und Bittenden geführt zu haben!"

Unbeweglich, ein kaltes Hohngelächter auf den Lippen, stand Frau Hansen da.

"Leben Sie wohl, Frau Gräfin," sagte der Baron, "Gott sei mit Ihnen und mit unserem armen Vaterlande, ich werde meinen Weg finden durch das Dunkel dieser Tage und vielleicht," fuhr er, zu Frau Hansen gewendet, fort, "wird Ihr Wort von heute an wahr sein, vielleicht werde ich von heute an wirklich kein Herz mehr haben!"

Er stürmte hinaus, warf sich auf sein Pferd und jagte davon.

Frau Hansen stand am Fenster und blickte ihm schweigend nach. Das kalte Hohngelächter blieb auf ihren Lippen, so lange sie ihn sehen konnte; dann wendete sie sich, tief aufatmend, in das Zimmer zurück und sagte:

"Wenn Sie noch Freundschaft für mich haben, Frau Gräfin, sprechen Sie kein Wort weiter; lassen Sie uns die letzte Stunde unseres Beisammenseins nicht durch die Erinnerung an ihn, der mein ganzes Leben vergiftet, verbittern."

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Themse.

(Bild S. 450.)

Als Seehafen ist London der erste Platz der Welt. Sein Hafengebiet erstreckt sich von der Londonbrücke bis zur Themse-Ärmung, auf welcher Strecke der Fluß in mehrere Abschnitte zerlegt wird. An der Londonbrücke beginnt der Pool, dem das Limehouse, dann das Greenwich- und das Blackwallbereich abwärts folgen. Mit den Dampfzügen, die da hin und her schießen, den Lastkähnen, Fähren, Booten zum Baden, Lösch- und Ueberfahrgeschäften, den zahllosen großen Seeschiffen und Küstenfahrern, die im Hafen und in den Docks aus- und einlaufen, den unzähligen Steamern, die sich aus dem Meer und aus demselben schleppen, gewährt diese Wasserfläche ein Bild des Weltverkehrs, wie es auf dem ganzen Erdenrund sich nicht größerartig bietet. Unter Bild zeigt im Vordergrund eines der kleinen Londoner Themseboote, deren Anzahl auf etwa 20,000 geschätzt wird.

Eine Kuhltränke auf der ungarischen Puszta.

(Bild S. 458.)

„Ueber allen Wipfeln ist Ruh'...“ die Frühlingssonne scheint warm herab auf die Wieke, auf welcher frisches, saftiges Grün hervorprokelt, die kühlen Wasser eines Flächens fluten wie ein Silberband durch die smaragdgrüne Fläche und die Kuhherde sucht es auf als eine bequeme Tränke, die zugleich als erfrischendes Nudbad dient. Inständig zieht es die schönen Tiere von dort wieder unter das schattige Laub der großen Bäume, wo sie, geschützt vor den Sonnenstrahlen, Mittagstruhe halten. Es sind meistens Kreuzungen von Holländer und Schweizer Rassen, sie geben treffliche Milch, die man auch im Weinlande Ungarn wohl zu schätzen weiß. Der Besitz so schöner und kostspieliger Tiere ist ein Beweis des Wohlstandes und fortgeschrittener Kultur, die als Resultate des Emporklähens des ungarischen Staates betrachtet werden dürfen.

Die ungarische Regierung leistet sehr viel für die Hebung der Viehzucht und läßt gute Zuchtstiere aus dem Auslande importieren; das Land ist in Rayons geteilt, wo, je nach den verschiedenen Lagen und Bodenverhältnissen, mit dieser oder jener Rasse rationelle Zuchtversuche angestellt werden.

Christus vor Pilatus.

Gemälde von Michael Munkacsy.

(Bild S. 446 u. 447.)

Es ist in neuerer Zeit wohl kein Werk der Malerei in die Öffentlichkeit getreten, das mit so allgemeinem Enthusiasmus begrüßt worden wäre, wie Munkacsys Koloristengemälde „Christus vor Pilatus“. Die Anordnung auf diesem Bild ist eine einfache und natürliche, als wenn sie gar nicht anders sein könnte. Pilatus sitzt in einer offenen Halle auf seinem erhöhten Stuhl. Ihm zunächst haben sich die Pharisäer und Schriftgelehrten postiert, in gemeinsamer Entfernung von ihm steht mit gefalteten Händen, das edle bleiche Antlitz frei erhebend, Christus. Die Anklage vernehmend, die eben gegen ihn von einem Pharisäer vorgebracht wird. Um die lichte Gestalt des Heilands drängt sich das fanatische Volk, das durch einen römischen Krieger mit dem wapprecht gehaltenen Speer in Schranken gehalten wird. Pilatus hört die Anklage und verarbeitet sie in seinen Gedanken, welchen seine halberhobene Hand gleichsam demonstrierend zu Hilfe kommt. Man sieht förmlich durch die Stirne durch, wie unter ihr die Gedanken arbeiten. Und so ist keine Figur auf dem Bilde, von dem in breiter, monumentaler Proportion dastehenden und nicht auszurottende, hartnäckige und bösartige Dummheit verrätenden Pharisäer, auf den das Wort angewandt ist: „Düsel auch vor den Gezeichneten!“, bis zu dem die ewige Liebe und Barmherzigkeit widerstrahlenden Weibe, das mit dem Kinde auf dem Arme aus dem Gedränge heraus misleidig auf den verfolgten und gepeinigten Heiland blickt; von den tobenden Proletariern bis zu den gleichgültigen oder höchstens neugierigen Gassen, von den zweifelnden Denkern bis zu den Vertretern der verstockten Beschränktheit, — nicht eine Figur, der nicht Charakter und Stimmung des erregten Augenblicks auf die Stirne geschrieben wäre. Munkacsy hat seinem Christus keinen Ornat angedacht, er gibt und nichts in den Vorgang hinein, was sich nicht Zug um Zug wirklich sogetragen haben könnte, allein deshalb

repräsentiert kein Christus doch, inmitten all der tobenden Leidenschaft der Menschen, die erhabene und edle Majestät der reinen Gottheit.

Dem Texte, mit welchem wir das Bild des großen Meisters umrahmt, fügen wir eine ansprechende Skizze „Aus den Jugendtagen Munkacsys“ an, die uns Hugo Kleins gewandte Feder geliefert. Es wird unsere Leser interessieren, etwas aus dem durch Nacht zum Licht führenden Lebensgang des ausgezeichneten Künstlers, sowie ein beigefügtes weiteres seiner berühmten Werke kennen zu lernen:

Es ist bekannt, daß Michael Munkacsy eine sehr trübe Jugendzeit verbrachte und sich aus den kümmerlichsten Verhältnissen in die Sonnenhöhe der Kunst emporgearbeitet hat, bekannt, daß er lange Hobel und Säge führte, bis er zum Malerpinsel griff. Allein die genaue Geschichte seiner Jugendjahre ist noch nicht geschrieben. Möge es mir gestattet sein, aus diesen harten Tagen des Lebens und Strebens einer vornehmen Künstlerfamilie einige neue Daten mitzuteilen, die ich im Vaterlande Munkacsys gesammelt habe. Dort bietet sich dazu mannigfache Gelegenheit, indem die meisten Personen, welche den jungen Munkacsy gekannt haben, als er noch als armer Schreinergehilfe in Arad sein Brot suchte oder später als begeisterter Jünger der Kunst die ersten Bilder entwarf, noch am Leben sind und mit ihren Mitteilungen durchaus nicht zurückhalten, wenn die Rede auf ihren berühmten Landsmann kommt. Auf diese Weise ist manches Interessante aus einer Künstlerlaufbahn zu erfahren, die jedenfalls zu den merkwürdigsten unserer Zeit gehört.

Vor allem einige authentische Daten über die Kindheit Munkacsys, in welche die trübsten Schatten fallen. Der Künstler stammt von deutschen Eltern ab, sein Vater, Oberkassier beim Niskolger Salzamt, hieß Lieb und heiratete in erster Ehe ein Fräulein Röd. Aus der Ehe gingen vier Kinder hervor, drei Knaben, Emil, Julius und Michael, ferner ein Mädchen, dessen Geburt der Mutter das Leben kostete. Der Witwer ging bald darauf eine zweite Ehe ein, die Stürme der Revolution, die im Jahre 1848 über Ungarn dahinströmte, vernichteten aber auch das Glück dieser Familie. Der Vater wurde nach Niederschlagung des Aufstandes als politisch verdächtig eingezogen und erkrankte schwer im Gefängnis; obgleich im kräftigsten Mannesalter, erlag er doch dem Anfall und starb, fern und getrennt von den Seinigen. Die Witwe wurde kurz darauf ebenfalls von einem tödlichen Leiden ergriffen und folgte dem Manne ins Grab. Die armen Kinder — das jüngste war kaum zwei Jahre alt — blieben nun ganz verwaist zurück. Die mitleidigen Verwandten verteilten die Bedauernswerten unter sich. Michaels nahm sich eine alte Tante an, deren Viebling er stets gewesen und bei der er es sicherlich gut gehabt hätte; da trat aber ein unheilvolles Ereignis ein, welches den vierjährigen Knaben neuerdings dem Zufall des Schicksals preisgab. Das Landhaus, welches die alte Frau mit dem Kinde bewohnte, wurde nämlich in einer Nacht von Räubern überfallen und die Besizerin, welche ihre geringen Ersparnisse nicht rasch genug auslieferte, in größtmöglicher Weise ermordet. Das Kind selbst entging wie durch ein Wunder der Missethat. Michael kam nun in die Obhut eines Onkels, der eine angenehme juristische Stellung einnahm, ziemlich vermöglich war und den Knaben vereinzelt als Erben einzehen wollte. Zum Unglück verarmte aber dieser Onkel nach einigen Jahren gänzlich, und da er doch für die Zukunft des Knechten in irgend einer Weise sorgen wollte, gab er den kaum neunjährigen Knaben zu einem Tischler in Arad in die Lehre. So gelangte Michael Munkacsy an die Hobelbank.

Besonders interessant ist es, wie sich das Maler Talent des Knaben in naiver Weise in dieser Schreinerwerkstatt äußerte. Der größte Abguss der letzteren bestand in den originellen ungarischen „tulipantos lakak“, zu deutsch „Tulpentrüben“. Es sind dies große, schwere, wohlgebohrte bäuerliche Trüben aus hartem Holze, in welchen die ländlichen Bewohner Ungarns ihre Wäsche und Kleider aufbewahren und die zur prächtigeren äußeren Ausstattung mit großen, unregelmäßigen, ungeschlachten Blumenmalereien in grellen Farben, besonders mit Tulpen und Rosen, verziert werden. Die Tulpenbilder gaben den Trüben auch den Namen. Sie werden den Fabrikaten gewöhnlich von — Zimmermalern vermittelt Matrizen beigebracht. In der Krader Werkstätte erbot sich nun der „kleine Miola“ (Miola ist ein Diminutiv von Michael) eines Tages, die Tulpenmalerei, für welche der Meister besondere „Künstler“ beordnen mußte, selbst zu versuchen. Man traute dem talentierten Lehrling das große Wagestück zu, und siehe da, es gelang über Erwarten. Der Meister fand den Jungen plötzlich unerschöpfbar, und jahrelang hatte Munkacsy nun nichts weiter zu thun, als die Trüben der ungarischen Bauern mit abenteuerlichen Blumengeflüchten zu bemalen, die besser gefielen, als die „Werke“ der „erbgewesenen Künstler“ Arads und die Erzeugnisse eines überglücklichen Tischlermeisters im ländlichen Kundentriebe förmlich in Mode brachten.

Sechs Jahre blieb Munkacsy in Arad; nach vier Jahren hatte er „ausgelernt“ und mußte nun selbst für seinen Unterhalt sorgen. Ich will hier als ein bemerkenswertes Detail die Höhe seines damaligen Verdienstes aufzeichnen. Als Tischlergehilfe erhielt er trotz aller Künste der Tulpenmalerei keinen höheren Tagelohn als fünfzig Kreuzer — das machte einen Wochenlohn von drei Gulden bei einer täglichen Arbeitszeit von zwölf Stunden. Weitere sechs Stunden widmete er den Studien; sobald er Gefelle geworden war und eine größere Unabhängigkeit genoss, belandete sich sein erstes Streben darin, daß er sich nach Möglichkeiten zu belehren suchte. Einige Studenten, die er in Arad kennen gelernt hatte, nahmen sich freundlich seiner an, gaben ihm Unterricht und halfen ihm über die ersten größten Schwierigkeiten hinweg. Infolge seiner angestrengten Arbeiten erkrankte er schwer und lehrte nach erfolgter Genesung nach Gyula zu seinem Onkel zurück, der wieder in freundlichere Verhältnisse gelangt war. Nun wollte sich Munkacsy der Zimmermalerei zuwenden, die ein leichtes Handwerk bildet und seinen natürlichen Neigungen mehr entsprach als die Tischlerei. Zu seinem Glücke lernte er aber in Gyula jenen Samosy kennen, welcher der eigentliche „Entdecker“ Munkacsys genannt werden kann, einen armen Provinzmalers, der das künstlerische Talent des Jünglings erkannte, ihn auf seinen wahren Beruf aufmerksam machte und ihm den ersten Unterricht im Zeichnen und in der Malerei erteilte.

Auch über den zweiten Arader Aufenthalt Munkachys, da er dort als Zeichenlehrer fortzukommen suchte, kann ich einiges Interessante mitteilen. Dem angehenden Kunstjünger ging es damals weit schlechter, als es früher dem Tischlergesellen gegangen war, der wenigstens auf einen sicheren Wochenlohn von drei Gulden rechnen konnte. In einem harten Winter, da die erstarren Finger kaum den Pinsel führen konnten, veremigte Munkachy für einen warmen Winterrock eine ganze Schneiderfamilie — Vater, Mutter und drei hoffnungsvolle Sproßlinge. Das Porträt existiert noch heute und wird nun von den Besitzern, wie begreiflich, als kostbarer Schatz gehütet. In seinen kühnsten Träumen mag Munkachy bei dieser Entlohnung kaum an jene fabelhaften Honorare gedacht haben, die ihm später bezahlt werden sollten. In demselben Winter malte er sein erstes größeres Gemälde, ein Genrebild, die Brautwerbung in einer ungarischen Bauernstube darstellend. Das frisch gemalte Bild — es ist heute in der Galerie des ungarischen Nationalmuseums in Budapest zu sehen — fand in Arad allgemeinen Beifall, so daß sich der junge Maler entschloß, das Werk zur Kunstausstellung nach Pest zu senden. Und siehe da, das Gemälde wurde nicht nur zur Exposition zugelassen, sondern vom Kunstverein auch für achtzig Gulden angekauft. Kaum hatte er sein großes Honorar in Händen, so eilte der Maler damit nach der Hauptstadt.

An einem stürmischen Wintertage wurde die Klingel in der Kanzlei des Pesther Kunstvereins gezogen. Der Schreiber, der

noch im Bureau anwesend war — ein junger Mann Namens Fodor, der diese Episode später selbst erzählte — öffnete und in das Bureau trat eine jugendliche Gestalt mit interessanten Gesichtszügen, doch mit struppigem Haar und in abgetragener, vernachlässigter Kleidung. „Ich suche den Herrn Sekretär,“ sagte der Fremde. — „Er ist nicht anwesend.“ Der junge Mann zögerte einen Augenblick und meinte dann: „Es hat nichts zu sagen. Ich lasse meine Vitschfrist da. Ich möchte von der Gesellschaft eine kleine Unterstützung verlangen, um mich auf dem Gebiete der Malerei weiter ausbilden zu können. Ich bitte Sie, legen Sie bei dem Herrn Sekretär ein gutes Wort für mich ein.“ Der Schreiber lächelte, es schien ihm merkwürdig, daß es jemand in der Welt gab, der sich auch um seine Protektion bewarb. Da er es aber versprochen hatte, empfahl er den Fremden dem Sekretär wirklich in der warmsten Weise. Nach einigen Tagen hielt der Kunstverein eine Sitzung ab, in welcher die laufenden Angelegenheiten erledigt wurden. Nach der Sitzung kam der Sekretär in die Kanzlei und sagte zu dem Schreiber: „Na, Herr Fodor, Ihr Mann ist auch zur Sprache gekommen, er erhält sechzig Gulden. Welchen Ausdruck gebrauchen Sie nur gewöhnlich zur Charakteristik der kleinen Streber?“ — „Ich nenne sie beschränkte Talente,“ erwiderte der Schreiber. — „Schreiben Sie also in das Protokoll,“ sagte der Sekretär, „daß man Herrn Michael Munkachy, da er nur ein beschränktes Talent ist, zurzeit nicht mehr als sechzig Gulden bewilligen konnte.“

So geschah es, und so kam es, daß Michael Munkachy in den Protokollen der ungarischen Künstlergesellschaft aus den sechziger Jahren als „beschränktes Talent“ figurirt.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier dem ganzen Entwicklungsgange des jungen Künstlers in Wien, München und Düsseldorf folgen, wollten wir erzählen, wie schwer sich ihm der Kampf ums Dasein noch jahrelang gestaltete oder wie prächtig sein Talent unter der Führung Knauts und Bantiers sich entwickelte. Nur seiner Wiener Lehrjahre wollen wir etwas ausführlicher gedenken, weil ihn hier eine herbe Prüfung des Schicksals wieder der Verzweiflung nahe brachte. Munkachy drohte nämlich — zu erblinden. Man denke sich nun einen jungen Mann, der aus eigener Kraft Großes unternahm, der sich aus den beschränktsten Verhältnissen, aus einem armen Tischlergejellentum in die lichte Sphäre der Kunst emporarbeitete, den verzehrenden Ehrgeiz und unbegrenzlichen Schaffensdrang erfüllten und welcher plötzlich der Möglichkeit ins Auge blicken mußte, für immer das Gesicht zu verlieren. Alle Not, alle Entbehrungen, die er in der Jugend Tagen gelitten, schienen wirklich ein wahres Kinderpiel gegenüber der Seelenpein, die ihn damals heimsuchte. Munkachy mußte sich einem langwierigen Heilverfahren im Hospital unterwerfen, das über sechs Monate währte. Man gab ihm manche tröstliche Versicherung, daß er das Augenlicht ungezwungen wiedergewinnen würde, als sich aber die Kur in die Länge zog, wurde er die Beute aller Qualen des Zweifels. Alle



Der letzte Tag des Verurteilten. Nach einem Gemälde von Michael Munkachy.

seine schönen Träume drohten plötzlich in nichts zu zerfließen. Und was sollte aus ihm werden, wenn sich das Schreckliche vollzog, aus einem blinden, hilflosen Maler? Er war auf das Almosen des Mitleids angewiesen. Und alles begraben zu müssen, was in ihm lebte! — Welche Schätze Munkachy auch später erwarb, wie glänzend auch die Erfolge waren, die er errang, welches Glück ihm auch lächelte — niemals mochte er sich wohl so selig fühlen als damals, als er das Wiener Hospital mit zwanzig Gulden in der Tasche, die sein ganzes Vermögen ausmachten, geheilt verließ.

Eine Nachwirkung dieses Augenleidens war die in mancher Beziehung hervortretende Farbenblindheit, die jahrelang anhält und die Gestaltung seiner Werke stark beeinträchtigte. Das düstere Kolorit Munkachys wurde als unglückliche Manier betrachtet, obgleich keine Ursachen ganz anderer Art waren.

Und nun stelle man sich, nachdem man die trüben Anfänge dieser Künstlerlaufbahn überblickt, Michael Munkachy in seinem verschwenderisch ausgestatteten Palaste vor, der eine Lebenswürdigkeit der Seinehadt bildet. Der Glanz blendet völlig im Kontraste zu dem Glanz, aus dem der Künstler hervorgegangen. Keine Phantasie könnte Wunderlameres und Anziehenderes erschaffen als diese wechselvolle Künstlerlaufbahn.

Im fernen Westen.

Novelle

von

G. von Barfus.

(Alle Rechte vorbehalten.)

An den Docks der Hamburg-Amerikanischen Paket-Schiffahrtsgesellschaft in New-York hatte der soeben aus Hamburg eingetroffene Dampfer sich festgelegt. Nachdem die große Masse der Passagiere das Schiff verlassen, überschritt auch ein hochgewachsener, vornehm aussehender junger Mann die Landungsbrücke, begleitet von einem Packträger mit zwei Koffern, und begab sich in einen nicht weit vom Hafen entlegenen bescheidenen Gasthof, der ihm in Hamburg von einem soliden Agenten empfohlen war; mit dem fremdbildlichen deutschen Wirte war sehr bald eine Verständigung über den Preis eines kleinen Zimmers nebst Verköstigung getroffen.

Gerhard von Neuburg war der Sohn eines verdienstvollen Generals, hatte zehn Jahre in einem Kavallerieregiment gedient und sich in den letzten Feldzügen als tapferer und umsichtiger Offizier rühmlichst hervorgethan. Nach dem Tode seines Vaters — die Mutter hatte er schon frühzeitig verloren — blieb Neuburg auf sich allein und seine sehr bescheidenen Mittel angewiesen und geriet infolge einer ziemlich leichtsinnigen Lebensweise dermaßen in Schulden, daß er sich nicht mehr im Regiment halten konnte und seinen Abschied nehmen mußte. Seine Kameraden, welche dem liebenswürdigen, lebenslustigen Offizier sehr zugethan waren, hatten ihm seine Pferde zu guten Preisen abgelauft, während seine einzige, an einen wohlhabenden Gutbesitzer verheiratete Schwester ihm ebenfalls eine nicht unbedeutende Summe zur Verfügung gestellt, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er entweder in fremde Dienste trete oder auswandere. Nach einiger Ueberlegung hatte Gerhard von Neuburg sich zu letzterem entschlossen, da es ihm widerstand, als mittellose Offizier in den Dienst eines fremden Fürsten überzutreten, er wollte lieber versuchen, sich in Amerika eine neue Existenz zu gründen oder dort spurlos zu verschwinden, wenn ihm das

Glück nicht hold sein sollte. Der ehemalige Ulanenoffizier besaß viel Energie, einen zähen Mut und hatte sich fest vorgenommen, die Vergangenheit vollständig zu vergessen, niemals rückwärts, stets nur vorwärts zu blicken. Er verfügte bei seiner Ankunft in New-York noch über einige hundert Dollars und hatte die letzten Wochen fleißig be-

nützt, seine Kenntnis der englischen Sprache wieder etwas aufzufrischen.

Wie unendlich schwer es jedoch für einen Fremden ohne gewichtige Empfehlungen ist, in New-York einen nur einigermaßen passenden Broterwerb zu finden, sollte Neuburg zur Genüge erfahren. Zwei Monate waren seit

seiner Landung vergangen, ohne daß es ihm gelungen, auch nur die bescheidenste Stellung zu erhalten, so daß er mit Schrecken dem Tage entgegenjah, an welchem seine Geldmittel gänzlich erschöpft sein würden. In einem kaufmännischen Geschäft anzukommen, war für den ehemaligen Offizier wegen vollständigen Mangels an den nötigen



Auf der Themse. Gemälde von Eug. Vall. (S. 448.)

Vorkenntnissen unmöglich, außerdem gab es für jede offene Stelle in diesem Zweige bis zum Ausläufer hinunter viele hunderte, ja tausende von Bewerbern, da es in New-York von stellenlosen jungen Kaufleuten wimmelt. Neuburg hatte sich sämtlichen Pferdehändlern und Reitbahnbesitzern in der Stadt vorgestellt, aber nirgends war eine Stelle als Stallmeister oder Bereiter zu erhalten. Glücklicherweise befanden sich seine Garderobe und Wäsche noch in

gutem Zustande, so daß der hübsche, stattliche Mann noch immer elegant gekleidet erscheinen konnte, was ihm freilich bei vielen Leuten eher schadete als nützlich war, da sie sich scheuten, einen so feinen Gentleman in ihre Dienste zu nehmen.

An einem schönen Maiabende ging Neuburg in dem prachtvollen Centralpark, dem Sammelpunkt der eleganten Welt New-Yorks, spazieren. Die langen Baumgänge

waren mit zahlreichen Fußgängern angefüllt, während hoch-elegante Equipagen jeder Art mit nach der neuesten Mode gekleideten Damen auf den breiten, sorgfältig besprengten Fahrwegen hin und her rollten, auf beiden Seiten von Herren und Damen zu Pferde begleitet, welche ihre schönen, kostbaren Tiere in den Reitwegen und auf den Squares tummelten.

In traurige Gedanken versunken hatte der junge



Vorzeitige Ernte. Originalzeichnung von Emil Kayser. (S. 457.)

Deutsche sich dem großen Rondpoint, dem Mittelpunkt des Parkes, genähert, als ein lautes Geschrei ihn aufschreckte. Er sah, wie die vor ihm Gehenden eilig rechts und links in die Gebüsche sprangen, und erblickte dann in geringer Entfernung vor sich ein in rasender Eile daherstürmendes Pferd, dessen Reiterin die Zügel verloren hatte und sich mit beiden Händen an der Mähne des durchgehenden Tieres festklammerte; bei dem ersten Seitensprunge des Pferdes mußte die Dame, welche bereits ganz auf dem Halse desselben lag, herunterstürzen und an den nahestehenden Bäumen zerquetschtern. Ein alter Herr jagte hinterher und trieb durch sein Rufen und Schreien das wild gewordene Pferd nur noch mehr an.

Neuburg hatte schnell die Lage erfaßt; als der Renner an ihm vorbeisaußen wollte, sprang er vor, erfaßte mit kräftiger Hand die herabhängenden Zügel, ließ sich eine kurze Strecke mitschleifen, riß den Kopf des Pferdes mit aller Kraft zur Seite und packte mit der rechten Hand die Mähnen, welche er so gewaltig zusammenpreßte, daß das Tier in die Kniee sank.

„Lassen Sie die Mähne los, Lady,“ rief er der Reiterin zu, „und springen Sie schnell aus dem Sattel!“

Nun die Gefahr vorüber war, kamen schnell einige Herren aus dem sichern Gebüsch herbei, hoben die junge Dame aus dem Sattel und führten dieselbe zu einer nahen Bank, da sie infolge des ausgestandenen Schreckens unfähig war, sich auf den Füßen zu erhalten und einen Laut über die Lippen zu bringen.

Neuburg ließ das Pferd wieder aufstehen und hielt das vor Angst zitternde Tier am Zügel, bis der alte Herr die Stelle erreicht hatte.

„Hier, Sir, nehmen Sie das Pferd; der jungen Dame ist nichts geschehen, Sie können ganz unbesorgt sein.“

Mit diesen Worten wollte der junge Mann dem inzwischen vom Pferde gestiegenen Herrn die Zügel übergeben und sich entfernen; doch gab der alte Herr das nicht zu, er ergriff die Hand Neuburgs und drückte sie fortwährend unter den herzlichsten Dankesworten für die mutige Rettung seiner Tochter. Diese hatte sich etwas erholt, obgleich sie noch sehr blaß aussah, und trat zu den beiden Herren.

„Ich danke Ihnen, Sir,“ sagte sie, dem jungen Manne die Hand reichend. „Sie haben mir das Leben gerettet und mich für immer zu Ihrer Schuldnerin gemacht. Ich heiße Mary Allfield.“

„Wem bin ich für das Leben meiner Tochter verpflichtet?“ fragte Mr. Allfield, als Neuburg sich schweigend vor der Dame verbeugte.

„Mein Name ist Gerhard,“ antwortete letzterer. (Er führte diesen Namen seit seiner Ankunft in New-York, da es ihm zu peinlich gewesen, seinen alten, in der Heimat hochgeachteten Familiennamen beizubehalten, so lange seine Lebensstellung eine so ungewisse und fragliche war.) „Doch gestalten Sie mir, Miß Mary,“ fügte er hinzu, „Sie wieder auf Ihr Pferd zu heben, damit Sie recht bald Ihr Haus erreichen, wo Sie sich jedenfalls besser und schneller von dem erlittenen Schrecken erholen werden als hier, umgeben von einer Menge lästiger Gaffer. Das Pferd hat sich vollständig beruhigt, so daß Sie es unbesorgt besteigen können.“

Mit diesen Worten führte der junge Mann, dem die ganze Scene anfangs, peinlich zu werden, die Dame zu ihrem Pferde, hob sie in den Sattel, nahm seinen Hut ab und ging nach einer höflichen Verbeugung vor Vater und Tochter hinüber auf die andere Seite des Baumganges, um seinen Spaziergang fortzusetzen.

Unter anderen Verhältnissen wäre ihm das kleine Abenteuer gewiß sehr willkommen gewesen als ein Mittel, sich in die höheren Gesellschaftskreise von New-York einzuführen, ganz abgesehen davon, daß Miß Mary Allfield ein sehr schönes Mädchen war, von distinguirtem, vornehmen Aussehen; die dunklen Augen in dem klaffen Gesicht vom reinsten Ovale hatten das leicht zu entflammende Herz Neuburgs rascher schlagen lassen, als sie ihm dankbar die Hand drückte; der junge Mann hatte es sich jedoch zum Grundsatze gemacht, den Kreisen der besseren Gesellschaft fernzubleiben, so lange seine eigene Lage eine so sehr unsichere, zweifelhafte war. Bei der ihm bereits hinlänglich bekannt gewordenen Denkungsart der großen Mehrzahl der reichen Geldleute von New-York wäre es für ihn zu demütigend gewesen, gerade Herrn Allfield und dessen Tochter gegenüber als ein armer Teufel zu erscheinen, dem man vielleicht den Hintergedanken zutrauen könnte, von dem günstigen Zufalle, der ihn zum Retter der jungen Dame gemacht, für sich selbst irgend einen Vorteil zu erwarten. Aus diesem Grunde hatte er sich schnell allen weiteren Erörterungen entzogen und sich rasch entfernt, zum nicht geringen Erstaunen des Mr. Allfield, welcher dem Davoneilenden ganz verduht nachschaute, bis ihn seine Tochter aufforderte, sich schnell der lästigen Neugierde der Menge zu entziehen.

Eine Belohnung sollte die mutige That Neuburgs dennoch finden, und zwar auf der Stelle. Ein behäbiger Mann war ihm nachgeköllt, hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt, um ihn zum Stillstehen zu veranlassen, und ihn gefragt, ob er der Mr. Gerhard sei, der sich vor einigen Tagen bei dem Pferdehändler Smartboy um eine Stallmeisterstelle beworben habe. Auf die bejahende Antwort fuhr der Mann fort:

„Ich bin der Associé von Mr. Smartboy, habe Sie neulich im Bureau gesehen und gleich Gefallen an Ihnen gefunden, Mr. Gerhard; soeben habe ich mich auch überzeugt, daß es Ihnen nicht an Mut und Geistesgegenwart fehlt und Sie mit Pferden umzugehen verstehen. Will Ihnen einen Vorschlag machen, Herr. Eine Stelle als Stallmeister kann ich Ihnen nicht geben, wir sind mit unserem jetzigen sehr zufrieden; wenn Ihnen aber der Posten eines Bereiters zusagt, verstehen Sie mich, nur für den Anfang, so können Sie gleich bei uns eintreten. Sie bekommen freie Wohnung und vierzig Dollars Monatsgehalt. Gefällt Ihnen mein Vorschlag, so kommen Sie morgen früh in unser Bureau und fragen nach mir, mein Name ist Warrens.“

„Ihr Anerbieten ist mir sehr angenehm, Mister Warrens,“ entgegnete Neuburg hocherfreut. „Ich nehme dasselbe mit Dank an. Da ich viel mit Pferden zu thun gehabt und ein guter Reiter bin, werden Sie hoffentlich mit mir zufrieden sein.“

„Gut,“ sagte der dicke, freundliche Herr, „das wäre also in Ordnung. Auf Wiedersehen morgen früh um zehn Uhr!“

Mit diesen Worten verließ Warrens den jungen Mann, um in einen eleganten Wagen zu steigen, der ihm auf dem Fahrwege langsam gefolgt war.

Seit mehreren Wochen befand sich Neuburg als Bereiter im Dienste der Herren Smartboy und Warrens; er bewohnte ein kleines Stübchen über den Stallungen und war den ganzen Tag beschäftigt, in der großen Manège des Etablissements junge Pferde zuzureiten. Von der Wartung der Pferde war er zu seiner größten Freude befreit, da hierfür eine hinreichende Anzahl von Stallburtschen vorhanden war. Der Stallmeister, ein schon etwas bejahrter Engländer, war ziemlich freundlich gegen den jungen Mann, nachdem er sich von dessen Tüchtigkeit und Brauchbarkeit überzeugt, und klammerte sich wenig um ihn, nachdem er denselben seine Beschäftigung für den Tag zugeteilt hatte. Es war ja keine Stellung, in der sich für einen Mann wie Neuburg eine Existenz gründen ließ, sie schützte ihn jedoch für den Augenblick vor Nahrungsorgen und ließ ihm Zeit, günstigere Chancen abzuwarten zu können.

Ein kleiner Zwischenfall berührte den jungen Deutschen in peinlicher Weise und ließ ihn sich doppelt über die Zurückhaltung freuen, welche er Herrn Allfield und dessen Tochter gegenüber beobachtet hatte. In dem Gasthause, in welchem Neuburg sein Mittagmahl einzunehmen pflegte, machte ihn ein Bekanntes auf einen Artikel in einer vielgelesenen Zeitung aufmerksam, in welchem seines kleinen Abenteuers im Centralpark in etwas überschwenglicher Weise Erwähnung geschah. Der Artikel schloß mit den Worten: „Wie wir hören, ist der mutige Reiter von Miß Mary Allfield ein junger Deutscher mit Namen Gerhard, der als unmittelbare Belohnung für sein kühnes Handeln die Stelle eines Bereiters bei den Herren Smartboy und Warrens erhalten hat.“

Der Sommer verging Neuburg bei seiner anstrengenden Tätigkeit wie im Fluge. Als der Herbst sich einstellte, eröffnete ihm Mister Warrens, daß nun bald die Zeit herannahe, zu welcher eine große Anzahl Herren und Damen aus den besten Familien die geräumige und geschmackvoll ausgestattete Reitbahn zu benutzen pflegte, teils um noch Unterricht im Reiten zu nehmen, teils um ihren Pferden Bewegung zu machen, wenn das Wetter zu schlecht sei, um im Freien zu reiten; auch Miß Allfield beehrte zuweilen die Reitbahn mit ihrem Besuche. Letztere Nachricht war Neuburg gerade nicht besonders angenehm, da ihn der Gedanke, von der jungen Dame in seiner jetzigen, so außerordentlich bescheidenen Stellung angetroffen zu werden, sehr peinlich berührte.

Da bei der großen Zahl von Herren und Damen, welche an dem Reitunterricht teilnehmen wollten, der Stallmeister Grimmsby nicht im Stande war, denselben allein zu leiten, so mußte Neuburg einen Teil übernehmen, wodurch seine Einnahmen nicht unerheblich vermehrt wurden.

Eines Abends war er in der glänzend erleuchteten Reitbahn beschäftigt, einer jungen Dame Unterricht zu erteilen, als sich die Thüren öffneten und eine Dame auf einem prachtvollen Schweißhufe in die Bahn ritt. Gerhard erkannte auf den ersten Blick Miß Allfield und mußte sich sehr zusammennehmen, um nicht aus der Fassung zu geraten bei dem unerwarteten Anblick des schönen jungen Mädchens, dessen wundervolle Augen ihm während der letzten Monate oft im Geiste vorgegaukelt hatten. Nach einer höflichen Verbeugung beschäftigte er sich doppelt eifrig mit seiner Schülerin und wollte, als diese die Bahn verließ, sich ebenfalls entfernen, als Miß Allfield plötzlich ihr Pferd anhielt und ihn anredete:

„Mister Gerhard, bitte, auf einen Augenblick. Mein Vater hat mich beauftragt,“ fuhr sie fort, als Neuburg dicht an ihr Pferd herantreten war, „Ihnen zu sagen, daß er Ihnen in der That zürne, weil Sie sich so vollständig zurückgezogen und es ihm unmöglich gemacht haben, Ihnen seine Dankbarkeit in irgend einer Weise zeigen zu können.“

„Ich bitte Sie, Miß Allfield,“ unterbrach der junge Mann die Dame, „Ihrem Herrn Vater gültig sagen zu wollen, daß er in keiner Weise irgend welche Verpflichtungen mir gegenüber hat, da ich nur gethan, was die

Pflicht eines jeden Gentleman ist: einer Dame Beistand zu leisten; jede Art, mir seine Dankbarkeit anders als durch die herzlichsten Worte zu bezeugen, die er bereits an jenem Tage im Centralpark an mich gerichtet, würde mich nur auf das empfindlichste verletzen. Ich bitte, haben Sie die Güte, dieses Mister Allfield mitzuteilen.“

„Ich muß mich wohl sehr ungeschickt ausgedrückt haben, Mister Gerhard, daß Sie die freundschaftlichen Absichten meines lieben, herzenguten Vaters so gänzlich mißverstehen konnten,“ entgegnete die junge Dame, den vor ihr Stehenden mit Teilnahme betrachtend. „Sie sind ein Fremder, ein Deutscher, wie mein Vater mir gesagt, der eifrig nach Ihrem Verbleib geforscht, und haben sicherlich Ihrer Erziehung und Ihrer Bildung nach Anspruch auf eine ganz andere Stellung im Leben, als diejenige ist, in welcher ich Sie zu meinem aufrichtigen Bedauern sehe. Sie vergessen indes, Mister Gerhard, daß wir hier in Amerika andere Ansichten über gewisse Dinge haben, als drüben in Europa maßgebend sind: wir sehen hier mehr auf den Mann als auf die Stellung, welche er gerade bekleidet.“

„Es ist sehr gütig von Ihnen, Miß Allfield, mir alles das zu sagen,“ erwiderte der junge Mann, neben der im Schritt langsam durch die Bahn Reitenden hergehend. „Ich glaube aber, Sie irren sich doch sehr in dieser Hinsicht. Der Bereiter der Herren Smartboy und Warrens würde in den Salons der fünften Avenue wohl ebenso wenig willkommen sein, wäre er auch ein Muster von Bildung und Ritterlichkeit, wie in den eleganten Salons einer europäischen Residenz; in dieser Beziehung haben die Menschen wohl überall dieselben Ansichten. Solange mich ein ungünstiges Geschick zu einer so untergeordneten Stellung verurteilt, will ich mir dieselbe nicht noch schwerer und unerträglicher machen durch die nähere Verührung mit Bessergestellten. Ich verkenne Ihre gütigen Gesinnungen keineswegs, Miß Mary, und danke Ihnen, sowie Ihrem Herrn Vater von ganzem Herzen für Ihre freundliche Absicht; Sie haben mich durch Ihre Güte sehr glücklich gemacht, da ich nun denken darf, daß es in diesem großen, fremden Lande doch wenigstens einen Menschen gibt, der etwas Anteil an meinem Schicksal nimmt.“

„Sagen Sie zwei, Mister Gerhard, sagen Sie zwei!“ rief Mary Allfield aus, dem jungen Manne die Hand reichend und ihn mit den dunklen Augen, in denen ein feuchter Schimmer glänzte, teilnahmsvoll anblickend. „Leben Sie wohl, möge es Ihnen recht bald besser ergehen! Sollten Sie jedoch in eine Lage geraten, in der Sie der Hilfe eines Freundes bedürfen, so erinnern Sie sich, daß mein Vater und ich Ihnen ein warmes Gedächtnis bewahren und uns aufrichtig freuen werden, wenn wir Ihnen nützlich sein können.“

Noch ein kurzer Händedruck und Miß Mary setzte ihr Pferd in Galopp und durchritt einigemal die Bahn, während Neuburg dieselbe schnell verließ und in sein Zimmer eilte, um seine stürmisch wogenden Gefühle etwas zu beruhigen; die warme, herzliche Teilnahme, welche das schöne Mädchen ihm so unerwartet gezeigt, hatte ihn tief gerührt und sein Herz rascher schlagen gemacht.

Nur noch selten hatte er im Laufe des Winters Gelegenheit, Miß Allfield zu sehen, da diese aus Rücksicht für sein Stolzgefühl es nach Thunlichkeit vermied, mit dem jungen Manne in der Reitbahn zusammenzutreffen; sie hatte aus der vornehmen Erscheinung, den feinen Manieren desselben, sowie aus seiner Art, sich auszudrücken, leicht erkannt, daß er in glänzenden Verhältnissen gelebt und nur durch die Ungunst des Schicksals in eine so untergeordnete Stellung geraten sein konnte, und wollte ihm daher so viel als möglich das demütigende Gefühl ersparen, von ihr in derselben gesehen zu werden.

Im Frühjahr sahen die Herren Smartboy und Warrens sich genötigt, ihr Etablissement zu schließen; bedeutende Verluste von Pferden, der Bankrott einer Bank, der sie ihre Kapitalien anvertraut, zwangen sie zur Auflösung ihres Geschäfts. Neuburg sah sich wieder ohne Stellung, obgleich nicht ganz ohne Mittel, da er durch das beträchtliche Honorar für die Reitstunden in die Lage versetzt worden, einige hundert Dollars ersparen zu können.

Der alte Stallmeister Grimmsby schlug ihm vor, ihn nach St. Louis zu begleiten und dort eine Reitschule zu eröffnen, in welcher Neuburg die Stellung eines Stallmeisters übernehmen sollte. Er ging mit Freuden auf diesen Vorschlag ein und begab sich bald darauf mit einer Anzahl guter Pferde, zu deren Ankauf er seine ganzen Ersparnisse Grimmsby zur Verfügung gestellt, nach St. Louis. Sei es nun, daß diese Stadt nicht der geeignete Platz für ein derartiges Unternehmen war, sei es, daß Grimmsby nicht hinreichende Geldmittel besaß, um dasselbe mit dem erforderlichen Glanze ausstatten und durchführen zu können; genug, nach einem halben Jahre sah sich der Engländer genötigt, seine Pferde zu verkaufen, weil es ihm nicht mehr möglich war, für deren Unterhalt zu sorgen und seine Leute zu bezahlen.

Neuburg hatte durch diesen Fehlschlag sein kleines Kapital eingebüßt und wäre in eine verzweifelte Lage geraten, wenn Grimmsby, der eine aufrichtige Reue wegen dem jungen Manne gesagt, ihm nicht treulich zur Seite gestanden. Mit der hartnäckigen Zähigkeit und Unverzagtheit des Engländers erfaßte der alte Herr den Plan, nach

New-Orleans zu gehen, um in dieser Metropole der Südstaaten sein Glück zu versuchen.

Nach einer für Neuburg sehr interessanten Fahrt auf dem Mississippi betrat er New-Orleans mit einem Herzen voll Hoffnung und frischen Mutes, da er bereits so viel Amerikaner geworden, um nicht so leicht durch Mißerfolge sich niederbeugen zu lassen. Mehrere Wochen waren indes verstrichen, ohne daß es Grimshy gelungen, für sich und seinen Gefährten eine passende Beschäftigung zu finden; es war im September und daher noch zu heiß, die Zeit auch noch nicht gekommen, zu welcher die reichen Pflanzer ihre Paläste in der Stadt zu beziehen pflegen, mithin für die beiden Herren noch keine Gelegenheit vorhanden, durch An- und Verkauf von Luxuspferden, Zureiten derselben und Erteilen von Reitunterricht sich einen lohnenden Verdienst zu verschaffen.

Eines Abends kehrte Grimshy freudig erregt aus der Stadt in ihr gemeinschaftliches Logis zurück.

„Wie Sie wissen,“ begann er, nachdem er sich zu einer Cigarre und einem Glase Half-and-Half verholten, „habe ich hier meinen alten Freund und Landsmann Broughton angetroffen, einen Mann, der die ganze Welt kennt und bereits alle möglichen Arten von Geschäften betrieben hat. Augenblicklich ist er Agent für einige der größten Pflanzer von Süd-Carolina und gibt sich nebenbei auch mit dem Verkaufe von Landlosen und dergleichen ab. Heute morgen erzählte er mir ganz im Vertrauen, daß er von einem Konfession der ersten hiesigen Geschäftsleute beauftragt worden sei, eine Expedition nach den Sawatch-Mountains zu unternehmen und dort nach dem Vorkommen von Steinkohlen zu forschen. Vor einigen Monaten hat sich nämlich in New-York eine Gesellschaft zur Ausbeutung der in den Rocky-Mountains an den Quellen des Canadian- und des Arkansas-Rivers entdeckten Steinkohlenlager gebildet; das läßt nun den hiesigen Handelsmännern keine Ruhe, so daß sie ebenfalls eine Gesellschaft zur Erforschung des Colorado-Plateau und der Westabhänge des Sawatch-Gebirges in West-Cororado gegründet haben. Mein alter Freund Broughton soll die kleine Expedition leiten, ist mit hinreichenden Geldmitteln versehen und hat mich aufgefordert, ihn nach dem Westen zu begleiten, was ich unter der Bedingung angenommen habe, daß auch Sie, Gerhard, an der Expedition teilnehmen dürfen. Broughton ist hierauf eingegangen, und ich hoffe, Sie werden nicht Nein sagen; wir machen nicht allein eine sehr interessante Reise und verdienen ein gutes Stück Geld, sondern können auch noch im glücklichen Falle in den Besitz eines ergiebigen Steinkohlenlagers gelangen, wie mir mein schlauer Freund zu verstehen gegeben hat.“

„Selbstverständlich nehme ich an, alter Freund,“ entgegnete Neuburg, „obwohl ich nicht begreife, welche Dienste wir beide bei dieser Expedition leisten sollen, da wir weder Bergleute noch Ingenieure sind.“

„Wir sollen für die Sicherheit dieser letzteren aber sorgen,“ antwortete Grimshy. „Nach in dieser Woche fahren wir über Houghton nach Austin, wo wir die Ingenieure, einen Führer und noch ein halbes Duzend beherzter Burische vorfinden, aus denen die Expedition bestehen wird. Glauben Sie, Freund, ein Ritt von Austin bis in den Westen von Colorado, wohl über achthundert Meilen weit, mitten durch Prärien und Gebirge, die von Indianern und allerhand weissem Gesindel wimmeln, sei eine so harmlose Sache? Dazu gehören Männer mit festen Knochen und tapferen Herzen! Morgen gehen wir zu Broughton, erklären ihm unsern Beitritt, empfangen die nötigen Gelder, um uns mit Waffen und mit für solche Reise passenden Kleidern zu versehen, und reisen dann zusammen nach Austin.“

Mister Broughton, ein großer, breitschulteriger Mann von fünfzig Jahren mit frisch gerötetem Gesicht und dichtem grauem Bart, großen hellgrauen Augen, in denen neben viel Entschlossenheit ein Ausdruck von Verschlagenheit lag, empfing den jungen Deutschen sehr freundlich, dessen stattliche männliche Erscheinung einen höchst angenehmen Eindruck auf ihn machte.

Nach in derselben Woche reisten die drei Herren nach Austin, wo sie die beiden Ingenieure, einen Geologen und vier Bergleute vorfanden; als Führer der Expedition war ein alter Trapper, Benjamin Martens, ein Deutsch-Amerikaner, angeworben, der seit länger als vierzig Jahren im Westen lebte und in allen Landstrichen zwischen dem Mississippi und Kalifornien unter dem Namen „Old Ben“ bekannt war.

Nachdem die im ganzen aus elf kräftigen Männern bestehende Expedition mit Waffen und guten Pferden ausgerüstet und Proviant in hinreichender Menge, in großen Lebersäcken verpackt, auf zwei Saumpferden untergebracht worden, brach Mister Broughton mit seinen Leuten von Austin auf, um zunächst das Thal des Colorado aufwärts zu gehen bis zur Mündung des Rio North Concho; von dort aus wollte man diesen Nebenfluß bis zum Fort Concho hinaufgehen, wo man einige Ruhetage zubringen gedachte. Von diesem Fort aus sollte die Reise über das Gebirge durch den Gapwaterpaß in das Thal des Rio Pecos fortgesetzt und dann auf dem linken Ufer dieses bedeutenden Flusses, der auf jener Seite weniger Nebenflüsse in sich aufnimmt als auf dem rechten Ufer, deren

Ueberschreiten die Reise verzögern würde, bis hinauf zu seinen Quellen marschirt werden, von wo man sich westlich nach Santa Fe, am obern Laufe des Rio Grande del Norte, wenden wollte. Von Santa Fe aus mußte man dann über das wild zerklüftete Plateau von Colorado bis zum Großen Colorado-River gehen, diesen gewaltigen Strom überschreiten und nach den östlichen Abhängen des Sawatchgebirges sich wenden, wo erst die eigentliche Thätigkeit der Expedition beginnen sollte.

Es war ein langer, mühseliger Ritt, voll Gefahren, der ihnen bevorstand, und dennoch waren die Männer freudigen Mutes, als sie am Abend des ersten Marschtages am Ufer des Kleinen Colorado um ein Feuer lagerten und nach der Mahlzeit den Erzählungen ihres alten Führers lauschten, der ihnen einige Erlebnisse aus seinen zahlreichen Kämpfen mit den Indianern zum besten gab, aus einer Zeit, wo die Weißen westlich von den Staaten Arkansas, Missouri und Texas nur in sehr geringer Zahl sich angesiedelt hatten. Als der Geologe fragte, ob auch jetzt noch etwas von den Rothhäuten in den Landstrichen zu befürchten sei, durch welche ihre Reise sie führen würde, entgegnete Old Ben:

„Nun, bis zum Rio Pecos gibt es nur noch sehr wenige Stämme von Rothhäuten und diese verhalten sich ruhig; sie werden durch die vielen Forts in Texas im Zaum gehalten. Wenn wir erst bis zum Llano Estacado hinaufgekommen sind, könnte es schon hie und da einen kleinen Strauß mit den Apaches geben, doch elf weiße Männer mit guten Büchsen nehmen es mit hundert Rothhäuten auf, wenn sie es nicht an der nötigen Wachsamkeit fehlen lassen. Viel schlimmer als die Indianer ist das Geschmeiß der Desperados, der Rowdies, das in den Felsengebirgen von Colorado und Arizona sein Unwesen treibt; diese blutigen Schufte, Weiße wie Rote, sind wie die wilden Tiere, nur noch grausamer und blutiger; sind wir erst so weit westlich gekommen, dann heißt es doppelt wachsam sein, wenn wir unsere Kopfhäute behalten wollen.“

Von der kleinen Schar fühlte sich Neuburg offenbar am glücklichsten. Er hatte ein feuriges, ausgezeichnetes Pferd unter sich und sah einem Leben voll Abwechslung und Abenteuer entgegen in Gesellschaft von Männern, die mehr oder weniger durch das Leben geprüft und gestählt waren und ein mutiges Herz in der Brust hatten, denen es, trotz mancher äußerer Rauheiten, nicht an einem biederem, ehrenhaften Kern fehlte. Mister Broughton, der ein besonderes Wohlwollen für den jungen Deutschen gezeigt zu haben schien, plauderte während des Reitens oft und gern mit ihm; trotz der groben Kleidung, die Neuburg wie seine Gefährten trug, blickte aus seinem ganzen Wesen, aus seiner Art, sich auszudrücken, schon wie er im Sattel saß, unwillkürlich der ehemalige elegante Kavaliere hervor.

„Nun, Mister Gerhard,“ redete eines Tages Broughton ihn an, „als sie in dem enger werdenden Flußthale unter den sengenden Strahlen der Sonne neben einander ritten, Sie sitzen noch so munter und frisch im Sattel, als ob wir nicht schon fünf Stunden in dieser schrecklichen Hitze geschmort hätten, die uns übrigen ganz matt gemacht hat: Old Ben natürlich ausgenommen, dessen Fell in den letzten vierzig Jahren gewiß so geröstet und gegerbt worden ist, daß er es gar nicht mehr empfindet, ob es heiß oder kalt ist.“

„Wenn man so oft in den Prärien gebraten worden ist und im Felsengebirge in Schnee und Eis gesteckt hat wie ich,“ entgegnete der Führer lächelnd, „so wird man in der That ziemlich unempfindlich für Hitze oder Kälte. Was aber Mister Gerhard anbelangt, so habe auch ich mich schon im stillen gewundert, daß er trotz unserer starken Tagemärsche so frisch geblieben ist; man sieht, daß er lange Kavallerist gewesen ist.“

„Woran wollt Ihr denn erkennen, daß ich ein solcher gewesen, Vater Ben?“ fragte Neuburg, der dem wackern Alten sehr zugethan war.

„An der Art, wie Ihr zu Pferde sitzt, Sir,“ erwiderte Ben. „Nur ein Kavallerist hält die Unterschenkel so wie Ihr und die Faust so gestellt, auch laßt Ihr Euch nie im Sattel hängen, wie ein anderer Reiter wohl mitunter thut, der nicht Soldat gewesen ist.“

„Ihr seid ein guter Beobachter, Ben. Ich bin wirklich in meiner Heimat Soldat gewesen und habe in einem Manenregiment gedient.“

„Und seid gewiß ein flotter Offizier und Kavaliere gewesen, was?“ jagte Ben leise in deutscher Sprache zu dem unmittelbar neben ihm reitenden jungen Manne.

Neuburg erröthete und sah den alten Führer unmutig an, doch dieser klopfte ihm zutraulich auf den Schenkel und sagte gutmütig lächelnd:

„Nichts für ungut, Freund! Was der alte Ben gleich am ersten Tage herausgefunden hat, bleibt zwischen ihm und Euch, braucht kein anderer zu wissen; es freut mich aber doch, daß ich mich nicht geirrt. Da, nehmt meine Hand, es ist die eines alten, ehrlichen Mannes, der es herzlich gut mit Euch meint!“

Bei diesen Worten schüttelte er Neuburg die Hand mit einem freundlichen Lächeln auf dem alten, verwitterten Gesicht und nickte ihm verständnisvoll zu.

Es mochten wohl drei Wochen verfloßen sein, seit Broughton mit seinen Gefährten Austin verlassen. Die

kleine Truppe lagerte nach einem ermüdenden Tagesmarsch im Thale des Pecos, fast gerade gegenüber der Mündung des Concho, in einer Schlucht zwischen den steilen südwestlichen Abhängen der ausgedehnten Hochebene des Llano Estacado. Die Pferde waren versorgt und im Innern der schmalen Schlucht festgepflockt, an deren Eingang sich die Männer um ein Feuer gelagert hatten, welches durch ein hervorspringendes Felsstück so gedeckt war, daß man es vom Thale aus nicht sehen konnte. Nach der Mahlzeit wickelten sich die ermüdeten Reisenden in ihre Ponchos und überließen sich dem Schlafe, während zwei Wachen außerhalb der Schlucht in dem niedrigen Gebüsch saßen und für die Sicherheit des Lagers Sorge trugen.

Ungefähr um zwei Uhr morgens hatte Neuburg mit dem Geologen die Wache übernommen; es war ganz finster, da der Mond bereits untergegangen. Doktor Belmain, der Geologe, ermüdet durch den anstrengenden Tagesmarsch, konnte nicht lange der einschläfernden Wirkung der lauen Nachtlust widerstehen und versank bald in tiefen Schlummer; auch Neuburg mußte seine ganze Willenskraft aufbieten, um sich wach zu erhalten. Plötzlich schrak er auf und lauschte mit größter Anspannung nach dem vielleicht dreihundert Schritte entfernten Flusse hin; es war ihm so vorgekommen, als ob er ein Knirschen auf dem Sande des Ufers vernommen, wie von dem Aufahren eines Rades herrührend. Bei der absoluten Stille konnte er selbst das geringste Geräusch aus großer Entfernung hören. Als er gleich darauf deutlich ein Rascheln in dem dichten Ufergebüsch vernahm, war er fest überzeugt, sich vorher nicht getäuscht zu haben; er weckte vorsichtig seinen Gefährten und trug ihm auf, sich so leise und schnell als möglich nach dem Lagerplatze zu begeben, den Führer zu wecken und denselben aufzufordern, sogleich zu ihm zu kommen, es seien gewiß Rothhäute über den Fluß gesetzt.

Nach zwei Minuten stand Old Ben neben Neuburg, der ihm seine Wahrnehmungen flüsternd mittheilte, worauf jener sich lautlos ins Gebüsch begab, um zu rekonnoßiren, nachdem er den beiden Männern eingeschärft, sich regungslos auf ihrem Posten zu verhalten. In großer Spannung vergingen diesen die nächsten Minuten, bis Ben zurückkehrte und ihnen zuflüsterte: „Es sind Indianer, ich habe das Geräusch deutlich gehört, in wenigen Augenblicken haben wir sie auf dem Halse; doch ich will den roten Hunden den Spaß versalzen, die uns für Neulinge halten, welche sich im Schlafe überfallen lassen. Ihr beide bleibt hier und haltet Augen und Ohren offen, während ich die übrigen wecke und auf dem kleinen Feldvorsprunge einen Armvoll Reisig anzünde; sobald es aufflammt, werdet ihr die Rothhäute schon sehen. Gebt sofort Feuer und laßt keinen von den Teufeln hier durch, damit sie nicht an unsere Pferde kommen können, auf die sie es gewiß hauptsächlich abgesehen haben. Beim ersten Schuß kommen die anderen auch zu Hilfe.“

Neuburg und der Doktor konnten nicht fünf Schritte weit sehen und erwarteten daher mit Herzklopfen das Anzünden des Reisigs, um wenigstens nicht von den gefährlichen Feinden, die sie dicht vor sich wußten, überrascht zu werden.

Kaum flammte es auf halber Höhe des vorspringenden Felsens empor, als sie auch in dem niedrigen Gebüsch eine Anzahl dunkler Gestalten erblickten, auf welche sie sofort ihre Büchsen abfeuerten; in demselben Moment sprangen die Indianer mit lautem Geheul und hochgeschwungenen Tomahawks auf sie ein. Neuburg wehrte sich mit dem Büchsenkolben die ihn Angreifenden ab, während der Doktor mit dem Revolver den vordersten seiner Gegner niederschloß; im Nu waren die übrigen Männer auf dem Kampfplatz, feuerten ihre Büchsen in den dichten Haufen der Rothhäute und griffen sie dann mit Hirschfänger und Kolben tapfer an, angefeuert durch das Beispiel des alten Trappers, der sich mit hochgeschwungener Büchse mitten in die Feinde stürzte.

Gegen die elf kräftigen weißen Männer konnten die schlecht bewaffneten und weniger muskelstarken Indianer nicht lange standhalten, zumal ihnen der Vorteil der Ueberzahl durch die Wachsamkeit Neuburgs entrisen worden; sie gaben plötzlich den Kampf auf und verschwanden ebenso schnell, wie sie gekommen.

Nach diesem glücklich zurückgeschlagenen Angriffe wollten die Männer zu ihrem Lagerplatz zurückkehren und ihr Frühstück zubereiten, doch forderte Ben sie auf, so schnell als möglich die Pferde zu satteln und zu bepacken, ohne dieselben erst zu füttern.

„Wenn wir nicht in fünf Minuten aus dieser Schlucht heraus sind,“ schloß der Führer seine Ermahnungen zur Eile, „so können wir hier unsere Gebeine lassen, oder ich müßte die roten Teufel nicht kennen!“

(Fortsetzung folgt.)

Sinnspruch.

Kein Glück ist auf dem Erdenrund,
Heißt es, süßer, reiner
Als Kinderhand an einem Mund
Und Kinderhand in deiner.

Vaut Gené.



Nypapalme bei Bongonjo.

Eine Besteigung des Kamerungebirges.

Zwischen dem Bimbia, dem nördlichsten Mündungsarme des großen Kamerunflusses, im Süden, der Meeresküste der Biafrabucht im Westen, dem Stromgebiete des Bahr im Norden und dem Nungo, diesem bedeutendsten Nebenflusse des Kamerunstromes, im Osten erhebt sich das ausgedehnte Kamerungebirge mit seinen zahlreichen vulkanischen Gipfeln, von denen einige, wie zum Beispiel der Rongoma-Loba, eine Höhe von 13.000 Fuß erreichen. Der englische Afrikareisende Kapitän Burton ersuchte zuerst in Begleitung des Botanikers Mann diese merkwürdige Gebirgsmaße, welche in dem äquatorialen Teile von Afrika einzig dastehen. In jüngster Zeit hat der englische Naturforscher H. Johnston, der sich mehrere Monate in der unter britischer Herrschaft stehenden Kolonie Vitoria an der Ambasbai aufgehalten, das Kamerungebirge durchstreift und das Ergebnis seiner Forschungen in einem höchst interessanten Berichte niedergelegt, dem wir in nachstehendem das Wesentlichste entnehmen.

Nach einem längeren Aufenthalte auf der kleinen Insel Rondoleh in der Ambasbai, gerade gegenüber dem Städtchen Vitoria, das vor etwa dreißig Jahren von der Baptistenmission gegründet wurde, schreibt Johnston in seinem Berichte, „gewann ich endlich Ruhe genug,

um das in imposanter Masse vor mir sich ausbreitende Kamerungebirge zu besteigen, dessen gewaltige, vielfach zerrissene, erloschene Krater von dem nahe an der Küste liegenden Rongoma-Grunde bis zu dem dreißigigen höchsten Peak, der sich 13.500 Fuß über das Meer erhebt, im Nordosten den durch tief eingeschnittene Schluchten gespaltenen Rücken bilden.

Mit einem Duzend eingeborener Träger und meinen eigenen Krutern brach ich gegen Ende der Regenzeit von Vitoria auf und erreichte am ersten Tage, nach einem Marsche von neun englischen Meilen, das große Regerdorf Bongonjo, etwa 2200 Fuß hoch, mitten in majestätischen Wäldungen gelegen. Ich hatte absichtlich das Ende der Regenzeit zu meiner Expedition gewählt, weil dieselbe in ihrer Temperatur unserem Spätsommer oder Frühling gleicht, die Bäume dann mit frischem Laube bedeckt sind und die Blumen zum zweitenmale blühen; ferner hoffte ich, in den höheren, kälteren Regionen die heftigen Regengüsse der Sommermonate zu vermeiden, wie auch die kalten und wilden Stürme des Winters.

Bongonjo, ebenfalls eine Baptistenmission, war von der herrlichsten, üppigsten Vegetation umgeben, wie sie nur die Tropen hervorbringen können, namentlich sah ich große Mengen von Bombax, diesen enormen Baumwollenbäumen, deren riesige graue Baumstämme und lange gezahnte Blätter einen imposanten Anblick gewähren. Der afrikanische Teakbaum, der über hundert Fuß hohe Drachenbaum mit seinen nach oben gerichteten speerartigen Blättern, die verschiedenartigsten Palmen, wie die Elaeis oder Cypripalm, die Rhipia, deren Zweige und riesige Blätter von den Eingeborenen beim Bau ihrer Hütten verwendet werden, fanden sich in Massen vor. Die Farbenpracht der blühenden Bäume und Blumen rund um Bongonjo läßt sich unmöglich wiedergeben.

Nachdem ich meine Sammlungen vervollständigt, brach ich wieder auf und erreichte ein zweites großes Regerdorf, Raponja, 3300 Fuß über dem Meerespiegel.

Bärlappmoos und orangenfarbigem Moos überzogen. Vögel der verschiedensten Art mit prachtvollem Gefieder belebten diesen herrlichen Wald, namentlich zeichnete sich der Turaco durch seine Schönheit aus, dessen Körper grasgrün, Schnabel gelb, Federstamm carmoisinrot ist, während die Flügel purpurfarben und an den Spitzen scharlachrot sind; der lange Schwanz ist von tiefblauer Farbe. Auch Eidschlangen, sowie eine kleine Art von Antilopen finden sich in Menge vor. Als wir über 5000 Fuß hinausgestiegen, wurde die Temperatur bedeutend niedriger, auch stellte sich bald ein starker Nebel ein, der nach kurzer Zeit in Regen überging. Als wir höher hinaufkamen, sahen wir die Bäume mit einem Vorhange aus sogenanntem „Alten Mannsbart“ oder „Spanischem Moos“ bedeckt, der von Stämmen und Zweigen herabhängt, wie man es so häufig in den großen Wäldern Nordamerikas antrifft. Bei einer Höhe von 7000 Fuß traten wir aus dem Walde auf ein grasiges Hügelgeland heraus, das hier und da mit kleineren Gehölzparzellen bedeckt war; einzelne kolossale Felsstücke ragten an den Abhängen der Hügel hervor, während die erstarrten Wellen eines Lavaströmes von Blumen und Moos halb verdeckt waren. Eine Menge kleiner Vögel, wie Steinpiper, Weigelschäfer, Lerchen, Ortolanen, nistete in den mit Moos bedeckten Felsen und flog, lustig zwitschernd, um uns her. Nach oben hin erblickte man die gewaltigen Umrisse der eingesenkten Krater, während man auf den Abhängen über das wogende Blättermeer des Waldes sah, welches hin und wieder von dem wehenden Schleier des weißen Nebels unteren Blicken entzogen wurde.

Obwohl der Regen bis jetzt nicht stark gewesen, so war ich doch infolge des Marsches auf dem schmalen, von nassem Graße bedeckten Pfade vollständig durchnäßt worden, so daß es mich nicht wenig zu frösteln begann, als oben auf der Höhe der kalte Wind mich traf, doch mußten wir weiter marschieren, wollten wir das vorgedachte Ziel erreichen. Auf einem durch verborgene Steintrümmer sehr unsicher gemachten und beschwerlichen Pfade überschritten wir das offene Grasland und gelangten wieder in einen hochstämmigen Wald, einen Ausläufer des bereits durchwanderten Urwaldes, der auf etwas günstigerem Boden sich weiter hinauf erstreckte hatte. Auf einer kleinen Lichtung stiegen wir



Die Insel Fernando Po, gesehen vom Erdweckkrater.



Das Raponja

Dort traf ich mehrere junge Schweden, welche in der Absicht nach Kamerun gekommen waren, daselbst Plantagen zu gründen und namentlich Gummiharz einzuhandeln, von welchem große Mengen in jenen Wäldungen gewonnen werden.

Am folgenden Morgen verließ ich Raponja, diesen Außenposten der Zivilisation, um den lang sich hinziehenden Aufstieg bis zum „Mannsquell“ zu beginnen, wo ich mein Lager für die Nacht vorzuschlagen wollte; um den wilderwachsenen Pfad einigermaßen gangbar zu machen, hatte ich fünf Eingeborene zeitig vorausgeschickt. Gleich oberhalb Raponja passierte ich die letzten Anpflanzungen von Bananen und eßbarem Ingwer und trat dann in den finstern Urwald ein.

Auf einem schmalen Felsrücken, der rechts und links von einer tiefen Schlucht umgeben war, führte der Pfad aufwärts. Häufig trafen wir auf Abgründe, welche wir auf umgestürzten, schlüpferigen Baumstämmen überschreiten mußten und die mit einer so üppigen Vegetation bedeckt waren, daß es unmöglich war, ihre Tiefe zu ergründen. Die prachtvollsten Blumen, namentlich die schönsten Orchideen, die ich je gesehen, bedeckten weit und breit den Boden, gefolgt von wundervollen, riesigen Baumfarnen. Von diesen letzteren wurde eine über hundert Meter lange Allee gebildet, welche Kapitän Burton das „Parthos“ genannt hat. Alle Baumstämme waren mit einem Mantel von kleineren Farnen bedeckt, der oft einer Draperie aus grünen Spitzen glich; der Boden war mit einem dichten Teppiche von

am Ufer eines Baches auf eine halberfallene kleine Hütte, wie mir meine Begleiter mitteilten, die Ueberbleibsel der Behausung eines schwedischen Reisenden, dessen Namen ich tief eingeschnitten in der Rinde mehrerer nahestehenden Baumstämme vorfand. Etwas oberhalb dieser zerfallenen Hütte, fast am Rande des Waldes, erblickte ich eine künstlich hergestellte Plattform mit den Fundamenten eines Hauses, das, wie ich erfuhr, von einem deutschen Beamten in Kamerun zu einer Jagdhütte bestimmt gewesen, aber nicht fertig gebaut worden ist. Ich beschloß, auf diesem festen Grunde vorläufig mein Zelt aufzuschlagen, um von hier aus meine botanischen und ornithologischen Forschungen anzustellen; der Platz lag, wie meine Messungen ergaben, 7350 Fuß über dem Meerespiegel und hatte eine Temperatur von 50 bis 65 Grad Fahrenheit. In zwei Tagen waren von meinen Leuten fünf Hütten erbaut, teils zu ihrer Verberberung, teils zur Unterbringung meiner Sammlungen.

Ganz in der Nähe meines Lagerplatzes entsprang am westlichen Fuße des Hohen Peak, des höchsten Gipfels des Kamerungebirges, der Mannsquell, nach seinem Entdecker, dem Botaniker Mann, genannt; er ist einer der wenigen fest bestimmten Wasserläufe, welche an den Seiten des Hohen Peak ihren Ursprung haben. Die unmittelbare Umgebung dieses kleinen Baches wird von wahrhaft phantastisch aussehenden Bäumen gebildet, die mit ihren riesigen Moosvorhängen, die gleich Vorhängen den Raum zwischen zwei Bäumen verdecken, einen eigentümlichen Anblick gewähren. Der Bach schien mir auch der Tränkplatz zahlreicher Vögel zu sein, welche in Scharen dort ihren Durst löschten und sich badeten. Die reizenden Tiere mochten wohl noch nie einen Menschen gesehen haben, denn sie waren nicht im mindesten scheu, was sich leider bald ins Gegenteil verwandelte, als ich mich gezwungen sah, mehrere von ihnen zu schießen, um ihre mir noch unbekannten Spezies zu bestimmen und ihre Vögel auszuköpfen. Dort gelang es mir auch, die ersten fliegenden Fischebarnen zu erlegen. Auch eine große Menge von Bienen hatten ihren Wohnsitz

in den Bäumen nahe dem Mannsquelle aufgeschlagen und lieferten uns den köstlichsten Honig, der, entweder infolge der Kälte oder des Alters, bei nahe weiß und kristallisiert war. Da er vornehmlich von den Blüten des Heidekrautes genommen, so duftete und schmeckte der Honig so köstlich, wie ich ihn nie wieder gefunden. Leider konnte ich ihn nur abends mit Ruhe genießen, da die Bienen mich während des Tages stets aufsuchten und die Schüssel, auf welcher der Honig lag, dicht umschwärzten, so daß ich es nicht wagte, ihnen zu wehren.

Unmittelbar hinter dem Quell erhob sich die Masse eines merkwürdig aussehenden Kraters; er glich so vollständig einer künstlichen Befestigung, daß Kapitän Burton ihm den Namen „Das Erdwerk“ gegeben hatte. Von seinem Gipfel hatte man eine prachtvolle Aussicht. Gerade vor sich erblickte man über Vulkanschichten das Meer, auf welchem, gleich dem Gespenst eines Berges, sich die blaue Pyramide der Insel Fernando Po erhob. Wenn der weiße Nebelschleier plötzlich zerriss und die entfernte Insel sichtbar wurde, wie in der Luft schwebend, glaubte man eher eine Fata Morgana vor Augen zu haben als eine wirkliche Insel. Namentlich bei Sonnenuntergang gewährte das mit Gold und Rot übergoßene Fernando Po einen märchenhaft schönen Anblick.

Nachwärts, nach Nordosten zu, überblickte man den breiten Rücken des vulkanischen Gebirgszuges bis zu dem nicht sichtbaren höchsten Gipfel mit seiner dreifachen Krone erloschener Krater. Durch die Berggruppen von geringerer Höhe zog sich in vielfachen Windungen ein breiter Strom von erstarrter Lava, der aussah, als ob er plötzlich in seiner wilden Flut erstarrt sei. Hier und da erblickte man kleine Gänge von Bäumen und Gras, welche der Strom der geschmolzenen Massen unberührt gelassen; dort war derselbe gleichmäßig und eben dahingeflossen, während er in den Schluchten zwischen den Hügelgelenken gefocht, getobt und in langen Bogen sich erhoben haben mußte, deren zerrissene Klüfte noch jetzt auf dem versteinerten Strom ihre Bahn andeuten. Die Ränder dieses Lavaströmes erhoben sich vier bis fünf Fuß über den unberührten Boden; über der ganzen Oberfläche waren zahllose Felsstücke und Steine in allen möglichen Stellungen verstreut, von denen viele bis zur Hälfte in der erstarrten Lava steckten. Moose, kleine Gräser und Kräuter hatten die Oberfläche der Lava überzogen.

Wenn das Wetter, das heißt das Aufhören des Regens, es gestattete, kletterte ich in den Krater hinab, auf dessen Boden eine



Der „Hohe Peak“.

als der gewaltige Lavaström, den ich oben beschrieben. Man konnte nur noch schwache Spuren jenes ersten Lavaergusses bemerken, so sehr hatten Wind und Regen die Lavastücke zerbröckelt und verwittert und in den fruchtbaren Boden umgewandelt, in dessen Spalten und Rissen der lieblichste Feliengarten entstanden war, den man sich nur vorstellen kann. Massen der glänzendsten Blumen, zarte Tapferien von Farn, Moosteppiche verbergen zum größten Teile die verwitterten Felsen.

Nachdem ich die Umgebung vom Mannsquelle zur Gänze ausgebeutet hatte, begannen wir dem höchsten Gipfel des Gebirges, näher zu rücken und verlegten unser Lager nach einem Platze, der unter dem Namen „Jägerhütte“ bekannt ist; derselbe liegt östlich vom Mannsquelle, am südlichen Abhänge des Hohen Peak. Die kleine, aus Stangen und Gras erbaute Hütte wurde von den Jägern aus dem Stamme der Bwea, welcher auf den östlichen Abhängen des Kamerungebirges seinen Wohnsitz hat, als Obdach benutzt, wenn sie das Gebirge bei ihren Handelszügen oder Antilopenjagden überschritten. Der Marsch vom Mannsquelle bis zu der Jägerhütte hatte sehr viel Ähnlichkeit mit einer Reise durch die kottischen Hochlande; die scharfe, frische Luft, der durch Nebel verleierte Sonnenschein, die mit Gras bedeckten Hügel, die weiten, mit Heidekraut überzogenen Abhänge hatten ganz den Charakter der Hochlande. Wenn man indes den Blick südwärts richtete, so sah man das äquatoriale Afrika zu seinen Füßen wie eine Karte ausgebreitet. Dort lag die Ambasbai mit den beiden kleinen Inseln Adami und Mendoleh und der langen Halbinsel Romanga, dann folgte die ausgezackte Küste von Bimbia und der gewaltige Secarm des Kamerunflusses mit den ausgedehnten Mangrove-Swamps (Morast), durchzogen von einem silbernen Netze von Wasserarmen, und ferner die zahlreichen Nebenflüsse des Kamerun mit ihren entfernten Strombetten, meilenweit sichtbar aufleuchtend in der tiefblauen Masse der mit Wald bedeckten Ebenen.

Die Küste von Kamerun südwärts bis Batanga war deutlich zu übersehen und längs des südlichen Horizonts erhoben sich blaue, zackige Gebirgsketten, welche noch niemals von einem Weißen besucht wurden. An dem Hauptstrome des Kamerun traten die weißen Gebäude der Handelsniederlassung klar hervor und man konnte sogar die Schiffe unterscheiden, welche dreißig bis vierzig Meilen entfernt vor Anker lagen. Nach Osten zu war alles, was man

sehen konnte, noch vollkommen unbekanntes Land, hier und da bligte ein Fluß auf oder eine undeutlich blaue Gebirgskette wurde an dem naheliegen Horizont sichtbar.

Diese herrlichen Aussichten entrollten sich oft im Laufe des heiteren Nachmittags, wenn eine Flut goldenen Lichtes die bewaldeten Abhänge bis hinab zum Flusse durchdrang und sie mit lebhaftem Goldgrün und Purpur übergoß, während der Rauch aus den Dörfern der Eingeborenen und den Anpflanzungen in die klare Luft emporstieg.

Auf dem Wege vom Mannsquelle bis zur Jägerhütte kamen wir bei einigen Kratern vorüber, die höchst interessante Formationen zeigten, desgleichen waren eigenartige Schlünde und Spalten in der Erde an mehreren Stellen sichtbar; auch mehrere isolierte Felsgipfel oder besser: ausgezackte Blöcke, welche in den Thälern zwischen den Hügelgruppen gestrandet waren, bemerkten wir.

Unser neuer Lagerplatz Jägerhütte lag (8300 Fuß hoch) in einer schmalen, mit Wald bedeckten Landzunge, welche sich an der Seite des Berges hinaufzog. Eine beinahe trockene Schlucht zog sich durch die kleine Niederlassung, halb überwuchert von Farnen und Schlingpflanzen; ein wenig Regenwasser, das sich in Furchen zwischen den Steinen angesammelt, versorgte uns mit diesem notwendigen Elemente. Ich habe die Gewohnheit, überall, wo ich einige Zeit lang bleibe, mir den Aufenthalt so behaglich und angenehm als möglich zu machen, daher ließ ich nach unserer Ankunft den Boden säubern und vier niedliche kleine Hütten für mich und meine Leute errichten; sie waren aus Stangen erbaut und mit Gras eingedeckt, während die Thüröffnungen zierlich mit Zweigen und blühendem Ginster eingefast waren. Die nächste Sorge richtete sich auf die Herbeischaffung von Lebensmitteln, da die von Mondoleh mitgenommenen Vorräte fast aufgebraucht waren, so daß wir, wenn es uns nicht gelang, das zunächst wohnende Bergvolk der Bwea zu bewegen, uns mit Lebensmitteln zu versorgen, mit dem Verhungern bedroht waren. Ich schickte daher unsern Koch mit etwas Tabak, Zeug und mehreren verlodenden Flitter- und Puffartikeln zu dem genannten Negerstamm. Unser Mann hatte indes nur eine kurze Strecke zurückgelegt, als ihm ein Trupp Bweas, Männer und Weiber, begegnete, welcher aus eigenem Antriebe mit einem Vorrat von Lebensmitteln zu mir kam, um dieselben zu verkaufen. Die Leute hatten von einem Schweden, der durch ihr Land gereist, gehört, daß ich in jener Gegend mein Lager wohl aufschlagen würde, und deshalb sich so eilte, einen kleinen vorteilhaften Handel mit mir zu eröffnen und eine neue Art von weissem Manne zu sehen.

Sie brachten in Rehen und großen falkigen Körben Bananen, Yams, Maiskolben und so weiter; um sich vor dem Regen zu



Eine Kratergruppe.

umgestürzte Masse schwarzer Felsen, mit finsternen Spalten und Höhlen zwischen sich, umherlag, die einen Anblick darboten, wie Dante sich den Eingang zur Hölle vorgestellt haben mag. Auf einer Seite war der Krater, wie dies gewöhnlich der Fall ist, verfallen und niedergebrosen, und über diese Oeffnung hatte sich offenbar die Lava ergossen, jedoch zu einer viel früheren Zeit



Tucaco.



Ein Feliengarten.

schützen, trugen sie auf dem Kopfe eine Art Wetterdach aus Palmblättern, wohl vier Fuß lang und konisch genug aussehend, aber gewiß einen sehr zweckdienlichen Regenschirm bildend. Die Mehrzahl der Männer trug außer diesem Dache ein Gewehr und einen Sack aus Antilopenfell, der ihre Munition enthielt, sowie ihre Schnupftabaksdose, Stahl, Feuerstein, Hammer und eine ganze Menge kleiner Päckchen mit verschiedenen Reisebedürfnissen.

Die Weiber trugen die schwersten Lasten, und wenn es einem Ehemann oder einem Bruder einfiel, sich irgend eines lästigen Gegenstandes seines Gepäcks zu entledigen, so beauftragte er damit einfach sein Weib, Schwester oder Geliebte, welche dasselbe ohne



Der Gipfel.

Widerrede zu ihrer früheren Bürde fügte. Es ist hier, wie überhaupt in ganz Afrika, der Gebrauch, daß das Weib seines Mannes Gepäck trägt; während es dem Manne obliegt, zu kämpfen, zu jagen und zu sprechen — alles gefährliches und schwieriges Werk, verrichtet das Weib die ruhige Arbeit des täglichen Lebens.

Der Volksstamm der Bwea ist ein stattlicher, kräftiger, und obgleich nicht schön von Gesicht, so sind ihre Gestalten doch sehr wohl gebildet, die Muskeln außerordentlich entwickelt; die Frauen sind entschieden hübsch, mit anmutigen Gesichtszügen und kleinen, wohlgeformten Händen und Füßen — die harte Arbeit als Lastträgerinnen hat augenscheinlich ihre körperliche Entwicklung nicht beeinträchtigt.

Da es kalt und naß war, als die Bweas anlangten und sie bereits einen Marsch von elf Meilen zurückgelegt, regalirte ich die ganze Gesellschaft mit einem Glase heißen Orog, welches sie so begeisterte, daß sie einen Tanz aufführten als es aufhörte zu regnen, der indes nur aus Stampfen, posierlichen Stellungen und Affensprüngen bestand, begleitet von einem ganz hübschen, rhythmischen Gesänge.

Am folgenden Tage erklärten die Bweas, sie hätten mich so lieb gewonnen (wahrscheinlich auch meinen Orog), daß sie sämtlich bei mir bleiben wollten, so lange ich mich im Gebirge aufhalten würde, und mich auch nach der Küste begleiten würden, was sie auch zur gegenseitigen Zufriedenheit thaten.

Am nächsten Morgen verließ ich Jägershütte um 8 Uhr in Begleitung meiner Krumanner und Träger von der Küste, um den hohen Peak, diesen höchsten Gipfel der ganzen Gebirgskette, zu ersteigen. Da meine Leute zu sehr von der Kälte zu leiden hatten, beschloß ich, um sie längere Zeit in einer so bedeutenden Höhe und bei einer so niedrigen Temperatur bei mir behalten zu können, halbwegs zwischen der Jägershütte und dem Gipfel (eine Entfernung von etwa zwei und einer halben Stunde) zu lagern und von dort die Leute nach dem Hauptlager zum Schlafen zurückzuschicken, während ich mit einem Diener oben bleiben wollte. Um 11 Uhr erreichten wir den von mir bestimmten Lagerplatz, der 10,500 Fuß über dem Meeresspiegel lag, unter strömendem Regen, welcher den Aufstieg über die Lava- und Schlackenfelder sehr erschwerte. Meine armen Krumner sahen ganz grau-blau aus vor Kälte, so daß ich durch eine reichliche Spende von Orog ihre Lebensgeister erst wieder etwas erwecken mußte, bevor sie fähig waren, mit ihren erstarrten Fingern mein Zelt aufzuschlagen, worauf ich sie wieder hinunterschiedte und mit meinem Führer, einem Mapanjaneger Namens Gula, und meinem naturwissenschaftlichen Kollektor oben blieb.

Zu Mittag hatte die Sonne alle Wolken verjagt und schien warm auf uns herab, dann erhob sich plötzlich, als ob die Hand eines Riesen den Wolkenschleier auseinandergerissen, der gewaltige Peak, den ich erklimmen wollte, in überraschender Nähe und Deutlichkeit vor meinen Blicken. In roten, goldenen und purpurnen Farben strahlte der gewaltige Gipfel aus der Menge der geringeren Krater hervor, welche seine aufgetürmte Masse umgeben und die nicht allein bedeutend niedriger waren, sondern auch nur eine einfache braungrüne Farbe hatten. Ich habe schon manchen wegen seiner gewaltigen Höhe oder merkwürdigen Gestalt oder durch seine Gletscher berühmten Berg gesehen, keiner von ihnen konnte sich indes mit dem hohen Peak des Kamerungebirges messen in Bezug auf die ungewöhnliche Schönheit der lokalen Färbung.

Mit dem mittelften und höchsten Gipfel des dreifachen Kraters beginnend, ist sein Abhang auf der linken Seite oben auf dem Rücken mit einem breiten Streifen von hellroter Farbe bedeckt, der durch eine Lage ziegelroter, verglaste Steine gebildet wird; darauf folgt abwärts ein Strich von schönem gelbem Moos, an welches sich ein breites Stück gelblichroter Asche angeschlossen. Auf dem rechtsseitigen Abhange des mittleren Kraters herrschte die grünlichgraue Farbe vor, welche von dem dort wuchernden Gras herrührte, hier und da unterbrochen von goldigen und purpurfarbigen Flecken; die niedriger gelegenen Teile erschienen grünlich mit grauen Streifen, dort, wo das lange Gras oder der Ginster vorherrschte. Der Rand des zur Rechten liegenden Kraters war grünlichgrau gefärbt, während bei dem auf der entgegengesetzten Seite stehenden Krater ein purpurnes Schwarz dominierte.

Ich benützte die klare Luft und den Sonnenschein, um den Peak zu photographieren, belud mich mit den verschiedenen notwendigen Instrumenten und begann dann sofort meinen ersten Aufstieg, da ich nicht wissen konnte, ob ich so bald wieder so günstiges klares Wetter haben würde. Ich hielt es für überflüssig, meine beiden Begleiter aufzufordern, mir weiter auf den Peak zu folgen, ihre Zähne schlugen vor Furcht zusammen bei dem Gedanken daran. Sie behaupteten, der Geist des Berges töte jeden schwarzen Mann, der es wage, sich seinem Gipfel zu nähern.

Mit dem hohen Peak vor meinen Augen eilte ich rasch meinem Ziele zu, überschritt mit Leichtigkeit eine Reihe mit Gras bewachsener, wellenförmiger Erhebungen, wurde indes sehr bald durch einen breiten, mit grauer Schlacke bedeckten Gürtel im Fortschreiten aufgehalten. So nahe dem Gipfel sind diese Schlackenfelder und Lager von loser Asche viel schwieriger zu passiren als die am Fuße des Berges befindlichen, welche bereits verwittert und mehr mit Gras und Moos bewachsen sind; es war sogar ziemlich gefährlich, diese vielfach zerfurchten und zerrissenen Strecken voll loser Schlacke und Asche zu überschreiten, wo ein Tritt oft eine ganze Reihe aufgebäuerter Aschenkegel in Bewegung setzte, so daß man durch solch eine Lawine leicht in einen der zahlreichen tiefen und zackigen Spalte geworfen werden konnte. Nachdem ich über den schmalsten Teil dieser Aschenfelder glücklich hinübergeklert war, sah ich mich am Fuße einer breiten Gruppe von Kratern, wo ich nur langsam vorwärts kommen konnte, da ich durch eine dichte, wohl zwei Fuß hoch stehende Masse starken Grajes waten mußte.



Die Mündung des Kamerunflusses.

Nachdem ich mich mühsam durch das hohe Gras gearbeitet, kam ich auf einen ziemlich klaren Streifen, der mit breiten Ginster- und hohen Heidekrautbüscheln bewachsen war, wo der Boden eine Decke von sehr feiner schwarzer Asche hatte, die gerade wie Kohlenstaub aussah. Hier konnte ich leicht und fest weiter gehen. Ich befand mich nun an der eigentlichen Basis des hohen Peak und kletterte direkt nach dem höchsten Gipfel des mittelften Kraters empor, doch war der Abhang so steil, daß ich nur im Zickzack hinauf kommen konnte. Die Seiten des Gipfels waren mit mannigfach gefärbtem Boden und Pflanzen bedeckt, von denen die oben erwähnten Färbungen herrührten.

Weite dunkelblaue Strecken wechselten mit feinkörniger Asche ab, auf der nicht ein einziger Grasschalm wuchs, während weiter hinauf goldfarbiges Moos den Boden überwucherte, dann folgten wieder mit blauen Blümchen gesäumte Grasscheiden und Schlackenlager.

Ich fand den Aufstieg nicht im mindesten anstrengend, verspürte auch nichts von der tödlichen Schwäche, dem Verluste der Stimme und anderen Beschwerden, welche gewöhnlich mit dem Besteigen hoher Berge verbunden zu sein pflegen.

Als ich die Spitze des Peak erreicht, befand ich mich auf einem schmalen, kaum zehn Fuß breiten Grat mit steil abfallenden Seiten, auf welchem blaue Blümchen und kurzes Gras nebst gelbem Moos einen dichten Teppich bildeten. Ueber den Rand des Grats mich biegend, erblickte ich einen nackten Abhang ganz mit purpurroten verglasten Ziegelsteinen bedeckt, von denen jene eigentümliche rote Färbung herrührte, deren ich bereits erwähnt. Auf dem Gipfel selbst bemerkte ich zwei kleine, aus Steinen errichtete Behälter; in dem einen lag eine große Champagnerflasche, zur Hälfte mit Erde bedeckt; durch das Glas konnte ich auf einem Streifen Papier folgende lateinische Inschrift lesen: Stephanus Rogorinski, Leopoldus Janikowski, Poloni, et Hugonus Zoller, Germanus, welche den Berg im Dezember (Datum unleserlich) 1884 bestiegen hatten. In dem andern Behälter befand sich eine Zinnbüchse, der ich ein Papier entnahm, welches in schwedischer, deutscher und englischer Sprache verkündigte, daß die Herren Jungstedt und Knutson im Februar 1886 den Gipfel des Berges ersteigen. Unter diese Zeilen setzte ich meinen Namen, Nationalität, sowie das Datum meiner Besteigung und verschloß das Papier dann wieder in der Zinnbüchse.

Die Luft war köstlich still, die Temperatur um 5 Uhr 48 Minuten nachmittags 48 Grad Fahrenheit, so daß ich ohne Schwierigkeit meinen Thermometer zum Sieden bringen konnte; das Wasser kochte bei 188 Grad Fahrenheit, was, verglichen mit der Temperatur, eine Höhe des Gipfels von 13,508 Fuß über dem Meeresspiegel ergab.

Nachdem ich meine Beobachtungen behufs Feststellung der Höhe beendet, fertigte ich schnell eine Skizze des eigenartigen dreifachen Kraters an, der die höchste Spitze des Kamerungebirges bildet. Rund um den großen mittelften Krater lief ein Rand von verschiedener Breite und Höhe, der sich zu drei gleich hohen Gipfeln erhob. Von der Spitze dieses Berges hatte ich eine Aussicht, welche in Bezug auf Ausdehnung und Schönheit in der Welt kaum ihresgleichen finden dürfte und die durch die untergehende Sonne eine aus Märchenhafte grenzende Pracht erhielt. Ich begann darauf meinen Abstieg, der bis zu den tiefer liegenden Aschenfeldern in einem außerordentlich schnellen Gleiten und Rutschen bestand, während dessen ich jede Herrschaft über meine Glieder verloren hatte; erst in der Asche konnte ich wieder langsamer hinuntersteigen. Es fiel mir nicht schwer, von der Basis des Gipfels meinen Weg zurück zu finden, da ich mir die Merkmale desselben während des Aufstiegs genau eingeprägt hatte.

Als ich indes die Lavafelder hinter mir und die mit Gras bedeckten Hügel erreicht hatte, verlor ich auf diesem einformigen Terrain jede Spur, so daß ich mich niederlegen mußte, um ein wenig zu ruhen und zu überlegen, welche Richtung einzuschlagen war, um den Lagerplatz wieder zu erreichen. Ich rief laut in der Hoffnung, von meinen beiden Leuten gehört zu werden; als ich jedoch keine Antwort erhielt, wollte ich meinen Kompaß zu Rate ziehen, da ich mich erinnerte, daß mein Zelt gerade südlich von einem hervorragenden Hügel aufgeschlagen war, der hinter mir lag. Leider ergab es sich, daß ich den Kompaß auf dem Gipfel zurückgelassen hatte; auch nach den Sternen konnte ich

mich nicht orientieren, da der Mond im Zenith stand und das Kreuz des Südens, nach welchem allein ich mich mit Sicherheit richten konnte, noch nicht aufgegangen war. Ich kletterte mühsam auf den nächsten Hügel und erblickte glücklicherweise in weiter Ferne die undeutlich angezeichnete Masse der Insel Fernando Po; da ich wußte, daß der Peak derselben südwestlich von dem Krater, an dessen Fuß ich mich befand, lag, so konnte ich mich schnell orientieren und schritt nun rüstig in südlicher Richtung hinab. Nach einer Wanderung von mehreren Stunden, bergab und bergauf, hatte ich mich vollständig verirrt und war sogar wieder höher hinaufgestiegen, denn mein Aneroid zeigte eine Höhe von 11,000 Fuß an. Ich hatte mich unter irgend einen Ginsterstrauch gelegt, um den Tag zu erwarten, wären nicht die Luft so empfindlich kalt und meine Kleider vom Tau ganz durchnäßt gewesen. Ich beschloß daher, weiter hinunter zu gehen, in der Hoffnung, auf einen Pfad der Eingeborenen zu treffen, der mich zu irgend einem bewohnten Orte führen würde, wo ich Nahrungsmittel, Wasser und einen Führer erhalten könnte, denn ich war bereits ganz erschöpft von der Anstrengung, Hunger und Durst. Nach zwei Stunden erreichte ich den Rand des großen Waldes, wo ich blieb, denn es war inzwischen Mitternacht geworden, auch der Mond hinter den Bergen verschwunden, so daß es gefährlich gewesen wäre, in der Finsternis noch weiter zu gehen. Ich kroch daher unter ein überhängendes Felsstück, um den Anbruch des Tages zu erwarten.

Um fünf Uhr ging die Sonne auf. Alle Müdigkeit, alle Entbehrungen waren vergessen beim Anblick des herrlichen Panorammas, das sich nun vor meinen Augen entrollte. Ich stieg dann die Seite des Berges weiter hinab und erreichte bald einen Pfad, der mich nach einigen Umwegen glücklich zu der Jägershütte, meinem Hauptlagerplatze, hinunter führte.

Vorzeitige Ernte.

(Bild S. 451.)

Ein warm anmutendes Frühlingsschild ist es, das wir dem lebenswürdigen Talente Emil Kayfers verdanken. Da sind selbst zwei kleine Mädchen ausgezogen, um sich auf Feld und Flur einen hübschen Lenzenblumenstrauch zusammenzusuchen. Schon haben sie einen leiblich stattlichen Strauch beisammen, als sie ihr Weg an einem in zartem Blütenkuschel dastehenden Apfelbaume lost an dem Gartengelände vorüberführt. Das kleine, unverfälschte Ding, das ja am Ende auch noch die Sterne vom Himmel herabblenden möchte, wünscht auch die Blüten dieses Baumes dem Strauche einzufliegen und ist davon nicht abzubringen, so eindringlich das ältere Schwesterchen ihr vorführt, daß aus den wunderschönen Blüten wundergute Äpfel werden, wenn man nur warten kann. Aber die Kleine, das verzogene Kesthäubchen, muß ihren Willen haben und die Keltere thut ihr den Willen. Was kann sie machen? So ganz klein: Mädchen sind gar große Herren!

Die serbische Regentschaft.

(Porträt S. 458.)

Wie immer auch die viel besprochene und viel kritisierte Thronentsetzung König Wilans von Serbien aufgefaßt werden mag, so viel steht fest, daß die Geschichte den jungen Fürsten nicht von dem Vorwurf freisprechen wird, in bedauernder Schwäche seine königliche Pflicht von sich geworfen und sowohl sein Land wie seine Dynastie vor schwere Fragen der Zukunft gestellt zu haben. Kaum läßt sich übersehen, wie diese Fragen sich lösen werden, und es bleibt heute nur übrig, die Persönlichkeiten zu prüfen und zu beurteilen, in deren Händen zunächst das Schicksal Serbiens liegt.

Die leitende Kraft — wenn auch nicht mit absolut entscheidendem Einfluß — ist jedenfalls der erste der drei Regenten, Joan Ristić. Derselbe ist achtundfünfzig Jahre alt und wurde als der Sohn eines Kaufmanns in Kragujevac geboren. Er erwies sich in Wien, Heidelberg, Berlin und Paris eine gründliche und vielseitige Bildung und stieg dann schnell im Staatsdienst empor. Milja Garašanin, der auswärtige Minister unter dem Fürsten Michael — der heutige Führer der Fortschrittspartei — übertrug dem arbeitstüchtigen und diplomatisch gewandten jungen Sektionschef im Ministerium die besonders schwierige und wichtige Vertretung Serbiens in Konstantinopel, wo er ebenso energisch als geschickt wirkte. Er erreichte 1862 die Räumung der serbischen Städte und Festungen und that so den ersten Schritt zur Unabhängigkeit seines Vaterlandes. Später fiel er durch politische und Hofintrigen bei dem Fürsten Michael in Ungnade und blieb bis zu dessen Ermordung, 1868, untätig. Nach der Thronbesteigung Wilans führte er während dessen Minderjährigkeit die Regentschaft. Scharf und despotisch regierte er, und sein Werk war die erst neuerdings noch von Milan außer Kraft gesetzte Verfassung. Milan, der sich durch das dominierende Weien seines politischen Vormunds gedrückt und verlehrt fühlte, entließ denselben bei seiner Volljährigkeit, Ristić trat in die Opposition und schloß sich, im Gegensatz zu dem jungen König, der russischen Politik und den panslawistischen Elementen an. Zur Zeit des Friedenskongresses vertrat Ristić Serbien in Berlin, fiel aber bald wieder in Ungnade und schloß sich auf seinen Reisen nach St. Petersburg und Moskau im Jahre 1886 ganz der russischen Richtung an. Im Jahre 1887 gelangte er wieder zur Regierung, da er — ganz seiner früheren Haltung widersprechend — in der Scheidungsfrage der einzige Staatsmann war, der sich auf die Seite des Königs stellte, vielmehr, um den schwachen Fürsten ganz seinem Willen gefügig zu machen.

General Konstantin Protitsch, der zweite Regent, war stets ein vertrauter Freund des Königs Wilan. Er ist vor allem Soldat und hat sich immer als warmer Anhänger des Anschlusses Serbiens an Oesterreich bekannt. Er war Generalstabschef in dem türkisch-serbischen Kriege, mehrmals Kriegsminister, hat aber

niemals eine militärisch oder politisch hervorragende und erfolgreiche Rolle gespielt.

Noch weniger ist bis jetzt der dritte Regent, Joan Belimarkowitsch hervorgetreten. Er hat keine militärischen Studien in Berlin gemacht, wohin ihn sein Beschützer, Fürst Alexander Karagiorjewitsch, geschickt hatte. Während Wilans Minderjährigkeit war er Kriegsminister. Man warf ihm Unrichtigkeiten in der Rassenführung vor, Milan schlug die Unternehmung nieder. Er zeichnete sich im türkischen Kriege durch persönliche Tapferkeit aus, fiel aber bei dem König in Ungnade, da er sich in der Scheidungsfrage sehr entschieden auf die Seite des abgesetzten Metropolitens Michael und der Königin Natalie stellte. Er gilt für einen rückhaltlosen Anhänger und Bewunderer von Ristić. Außer den Regenten kommen noch für die weitere Entwicklung der Zustände in Serbien der Minister des Innern, Gosta Tauschanowitsch, und der Ministerpräsident und auswärtige Minister Sava Gruitch in Betracht.

Tauschanowitsch war früher Tabakshändler und gehörte der radikalen Partei an. 1883 wurde er wegen revolutionärer Verschwörungen zum Tode verurteilt, zu Festungshaft begnadigt und 1886 völlig freigelassen. Er wurde zum Präsidenten der großen Skupstschina gewählt und ist von Ristić nur in die Regierung gezogen, um mit dieser Körperlichkeit Fühlung zu halten.

Sava Gruitch hat militärische Studien in Berlin gemacht. Er kämpfte während des polnischen Aufstandes 1863 in der Armee der Insurgenten gegen Rußland, wurde aber schon ein Jahr später von der serbischen Regierung nach Petersburg geschickt, um dort seine militärischen Studien zu vollenden, und bildete sich nun zu einem unbedingten Anhänger Rußlands aus.

Man sieht, die neue Regierung in Serbien ist bunt zusammengeseht, — so viel aber läßt sich wohl vorhersehen, daß die Strömung, welche Ristić leitet, von der durch König Milan stets festgehaltenen Freundschaft für Oesterreich abzuweichen werde, wenn auch von dem klugen und vorsichtigen Ristić kaum eine scharfe und plötzliche Wendung zu erwarten ist.

Deutschland — und das ist für uns die Hauptsache — hat keinen Grund, sich irgendwie um die inneren Zustände Serbiens zu kümmern, vorausgesetzt, daß dieselben nicht durch revolutionäre Bewegungen die Ruhe auf der Balkanhalbinsel und damit den europäischen Frieden gefährden.

Hamburgisches Bier.

Um 1500 — berichtet ein alter „Historienforscher“ — war der „Bräu“ der freien und Hansestadt Hamburg vor allen anderen „wellberühmt“, gerade so wie damals das Hamburgische Bier „in der ganzen Welt“ getrunken wurde. „Es ist gar keinen angenehmen Geschmack“, heißt es, „anfänglich auf der Zunge süß, sodann lieblich säuerlich wie Wein. Vor Zeiten ist es hochroth gefärbt gewesen, nachher als ein Braun- und Weiß-Bier geworden. Es hat viel Substanz in sich und giebt reichliche Nahrung, daß der Mensch davon brav gedeiht und ein gut Geblüte denebst schöner Farbe annimmt; maachen man in Hamburg nicht allein von Farben gar schöne und seine Jungfern und Frauenzimmer, sondern auch gar wohlgestaltete Junggeßellen und Männer erblickt. Und auch von denen auswärtigen Medicis wird das Hamburger Bier für ein gesundes Getränk gehalten und mannigfach verordnet.“ Trotz seiner Trefflichkeit war daselbe so billig zu kaufen, daß ein Gebäu von 47 Tonnen nicht mehr als 46 bis 47 hamburgische Mark galt. Als im Jahre 1503 der Kardinal Raymundus als päpstlicher Legat nach Hamburg kam, um allerlei Streitigkeiten zwischen Klerlei und Weltlichkeit zu schlichten, „hat er sich auch Hamburgs Ergößlichkeiten gefallen lassen, absonderlich daß er dem schönen Biere zugeprochen“ und dabei ausgerufen: „O quam libenter essos vinum“, was heißt: „Wie gern wärest du Wein“, und etwas jagen sollte: „Wie gern halte ich dich für das beste Getränk“, welcher Ausspruch — wie die Chronik sagt — „zuweist die lobliche Brauer-Brüderschaft sehr vergnügt hat, aber auch von einem hohen Rath, als Auerkennniss einer der preiswürdigen Tugenden dieser guten Stadt, mit nicht geringer Gemüthsbezeugung vernommen ist, maachen solch Cardinalswort dem Hamburger Biere eine unvergängliche Ehre gezeuht.“

Alfred Stelzner.

Sonnenstrahlen in bewegende Kraft umzusetzen,

dieses ungeheure Problem, an welches die Physiker schon Jahrzehnte allen Scharfsinn wendeten, scheint sich wirklich seiner Lösung zu nähern. Um zu ermessen, was die Lösung bedeuten würde, muß man wissen, daß schon ein ganz kleiner Bruchteil der Sonnenwärme hinreichen würde, in jeder Minute nicht weniger als 2000 Millionen Tonnen Wasser 3 1/2 Meilen (dies ist die mittlere Entfernung der Wolken von der Erde) hoch zu heben. Um die gleiche Arbeit zu verrichten, wären nahezu 3 Billionen Pferdekräfte nötig. Nun ist es aber drei französischen Techniker (Crova, Piffre, Mouchot) gelungen, einen Weg zur Umwandlung der Sonnenwärme in Kraftleistung zu finden mittelst thermo-elektrischer Batterien, das heißt solcher, in denen der galvanische Strom nicht durch chemische Prozesse, sondern durch die Wirkung der Wärme erzeugt wird. Der so gewonnene Strom wurde in einen Accumulator geleitet und dort aufgespeichert, um für verschiedene Zwecke, zum Beispiel zum Treiben einer Maschine, zur Beleuchtung und so weiter verwendet zu werden. Sobald es gelingt, diese großartige Erfindung dem täglichen Bedarf nutzbar zu machen, wird eine der ungeheuersten Umwälzungen sich vollziehen, welche jemals das industrielle und materielle Leben erfahren hat. Denn alsdann wird die Sonne, die Quelle alles Lebens, auch die Arbeit des Lebens zum größten Teil verrichten; und was heute noch wie ein phantastischer Traum erscheint, kann in wenig Jahren Thatjahe sein.

Ein Hagarssohn.

Eine Geschichte aus unserer Zeit

von

Sall Gaine.

Autorsire Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

In Uhr schlug es, als Paul und Greta die Stufen des Londoner Bahnhofes Sankt Pancras hinabstiegen. Die Nacht war dunkel und bitter kalt, die Luft von dickem Nebel erfüllt und eine ungewohnte dumpfe Stille lag über der Stadt. Ein einziges vierräderiges Cab stand in dem offenen Vorhof. Der Kutscher lag darin, in seinen Mantel eingehüllt, und schlief. Ein Gepäckträger weckte ihn und engagierte ihn für Greta und Paul. Der Kutscher nahm die Decke von dem Rücken seines Pferdes, legte sie auf seinen Sitz und sah nach den Lichtern in seinen Laternen, welche ein schwaches rotes Licht in die feuchte Atmosphäre warfen.

„Welches Hotel, Herr?“

„Das Kloster Westminster!“

„Das Kloster, sagten Sie, das Kloster, Sir? Sankt Margaret, Westminster, Sir?“

„Ja.“

Gretas Hand presste Pauls Arm.

Der Kutscher stieg auf den Bod, indem er etwas Unverständliches vor sich hin murmelte. Als er am Wächterhause der Bahnhofsförte vorüberkam, hielt er an, während der Wächter mit einer Lampe heraustrat und die Nummer der Droschke notierte.

Der Nebel wurde mit jedem Schritt dichter und der Kutscher konnte nur langsam fahren, denn in dem ungewissen Licht waren Zusammenstöße zu befürchten.

Der Kutscher kaufte eine Nebelsackel von einem der späten Händler und steckte sie in seine Weitschenhülle. Als sie in belebtere Straßen kamen, stieg er ab, nahm die Sackel in eine Hand, die Zügel in die andere und marschierte neben dem Kopf seines Pferdes her.

Es ging langsamer als zuvor. Dichte Nebelwolken hingen über ihren Köpfen wie ein verschwommenes, ungreifbares Gewölbe, rote Lichter sah man wie Sterne durch die dicke Luft schimmern. Eines kam von einer Kaffeebude, vor welcher eine Gruppe von Leuten sich versammelt hatte: Kutscher, bis zum Halse verhüllt, schmuckige Weiber und junge Männer mit greisen Gesichtern. Die Laternenreihen sahen aus wie die Linien von Grubenlichtern an den Wänden eines Stollens. Die Nebenstraßen erschienen wie Seitengänge. Die feuchte Luft schlug sich nieder auf das Glas des Kutschenfensters und tröpfelte herab mit fortwährendem „drip, drip“, wie das Grubenwasser, das langsam an den Felswänden herabtröpfelt.

Unseren beiden schwerbelasteten Seelen, welche still und innig umschlungen im Wagen saßen, erschien die große Stadt, ja sogar die ganze Welt, wie ein kolossales Bergwerk, das menschliche Erdentrümmer tief unten ausgehöhlt hatten, während das Licht und die freie Luft weit über ihnen blieben.

Die Straßen wurden immer stiller. Es war noch eine Stunde, bis der schlafende Riese wieder erwachen sollte. Als es auf den vielen Türmen zwei Uhr schlug, drang der Schall nur dumpf und verworren durch die nebelige Luft.

Nachdem der Kutscher in Oxfordstreet eingebogen hatte, wendete er, um durch Regentstreet nach Westminster zu kommen.

An dem offenen Portal eines Hotels, aus welchem ein Lichtschein in den Nebel hinausströmte, hielt er an.

„Ein comfortables Hotel — ich denke, Sie werden viel leicht hier einkehren, Herr!“

Paul ließ das Fenster herab. „Wir müssen zum katholischen Kloster in Westminster, mein Bester!“

Der Kutscher schlug die Arme unter den Schultern zusammen. „Das ist ein kalter Späß; ich denke, ich habe genug davon, es ist schon halb drei Uhr und noch eine Meile bis Sankt Margaret, Herr! Ich habe weit nach Hause und meine Frau wird mich schon seit einer Stunde oder länger erwarten.“

Der Portier des Hotels hatte die Kutschentür geöffnet, aber Paul schwankte keinen Augenblick.

„Es thut mir leid, mein Bester, aber wir müssen das Kloster noch erreichen!“

„Kann's nicht morgen sein, Herr? Es ist ein comfortables Hotel, kann es bestens empfehlen!“ bemerkte der Mann, mit dem Daumen über seine Schulter deutend.

„Wir müssen unbedingt noch diese Nacht bis zum Kloster kommen!“

Der Kutscher ergriff brummend sein Pferd beim Zügel.

„Portier, können Sie ein gutes Bett für mich bereit halten?“ fragte Paul. „In einer Stunde werde ich zurück sein.“

Der Portier nickte und die Kutsche ging wieder in ihrem langsamen Schritt weiter. Als sie über Trafalgar Square fuhren, erhellte sich plötzlich die Luft, es war, als

ob Wogen von weißem Nebel über den gelben Dunst hinwachten. Der Kutscher warf die Fackel weg, stieg auf den Bock und fuhr in rascherem Trabe dahin. Als sie das Parlamentsgebäude erreichten, war der Nebel verschwunden; die große Uhr von Westminster schlug drei. In düsterem Grau stand der Himmel hinter dem Glockenturm und ließ die schwere dunkle Masse der Westminsterabtei nur in unbestimmten Umrissen sichtbar werden.

Bald fuhr das Cab am Garten des Klosters vorüber und bog vor einem Säulengang durch eine eiserne Gartenpforte ein. Eine Laterne, welche bei der Einfahrt brannte, warf ein unsicheres Licht auf ein großes Backsteingebäude, welches mit massigen Formen aus der Dunkelheit hervortrat.

„Das ist das Sanft Margaretkloster, Herr. Acht Schillinge, Herr, bitte!“

Paul entließ den Kutscher und zog die Glocke, welche einen eigenen, seltsam hohlen Klang in die stille Nacht hinausandte. Im Osten begann der Himmel sich schwach zu lichten, dünne Streifen von hellerem Grau verkündeten die heran-

nahe Dämmerung. Das Thor öffnete sich, eine Schwester mit einer offenen Dellampe lud zum Eintritt ein.

„Kann ich die Oberin sprechen?“ fragte Paul.

„Sie ist eben aufgestanden,“ erwiderte die Schwester,

hing die Lampe an einen Haken in der Wand und ging. Die beiden blieben zurück in der leeren, frostigen Halle mit ihrem dumpfen Echo.

Im nächsten Augenblick ging eine Reihe halbverhüllter

Nonnen nahe bei ihnen vorbei mit raschen, leisen Schritten. Sie hatten zu dieser frühen Stunde schon sich erhoben zum Morgengottesdienst. Einige von ihnen sahen bleich und abgezehrt aus. Eine derselben, die bleichste und müdeste, ging mit gesenktem Kopf vorbei, die Hände von ihrem Rosenkranz umschlossen. Paul trat einen Schritt zurück. Die Nonne ging mit den anderen weiter. Kein Blick — kein Zeichen des Erkennens — nur die Lippen zuckten. Es war seine Mutter.

Auch er ließ den Kopf sinken und sein eigener Mund zitterte.

Die Mutter Oberin stand vor ihnen, ehe er es gewahrte. Im ersten Augenblick versagte ihm die Sprache, dann aber teilte er ihr mit, daß ein großes Mißgeschick über sie gekommen, und bat sie, seine Frau für einige Zeit in ihre Obhut zu nehmen.

„Die christliche Liebe ist unser Beruf,“ sagte die Oberin, als sie seine Mitteilung vernommen hatte.

„Komm, meine Schwester, die Kirche ist der Frieden; Deine arme, schwerbeladene Seele kann ihre Bürde ab-

werfen, während Du hier weilst.“

Paul bat um einen Augenblick Frist, um Abschied zu nehmen, und die gute Oberin ließ sie allein.

Von einem inneren Raum her klangen jetzt die feierlichen



Die serbische Regentschaft.

General Belimarkowitsch, Mitregent.

Joan Kisiitch, Regent.

General Protitsch, Mitregent.



Eine Kuhtränke auf der ungarischen Puszta. Nach einer Photographie von Franz Anebel in Steinamanger. (S. 448.)



Der Schirmmacher.

Gemälde von G. Forcetta.

Töne einer Orgel und die vollen Stimmen eines Chores. Die milden Harmonien schienen in Pauls und Gretas zerrissene Herzen zu fließen, und sie weinten.

„Lebe wohl, mein Liebling!“ flüsterte Paul, aber selbst bei diesen Worten umschlang er sie noch fester.

„Lebe wohl für jetzt, mein lieber Mann!“ sagte Greta lächelnd.

„Wer konnte denken, daß solches Leid Dich schon an den Stufen des Altars erwarten sollte!“

„Ein einziger Tag wird alles Leid in Freude verwandeln!“

„An der Schwelle unseres gemeinsamen Lebens von einander getrennt zu werden!“

„Denke nicht mehr daran, mein Liebster! Unser Lebensweg wird nur heller sein nach diesem Mißgeschick. Erinnerst Du Dich, was Onkel Christian sagte: „Das hellste Leben ist nicht immer das, welches stets Sonnenschein hat, sondern vielmehr dasjenige, welches auch einmal von einer dunklen Wolke bedroht war, die dann verschwand?““

Paul schüttelte den Kopf. „Meine Lippen sind versiegelt, Du weißt nicht alles. Es ist eine abscheuliche Lüge, welche uns trennte — aber was dann, wenn sie nicht widerlegt werden kann?“

Gretas Augen wurden strahlender, hoffnungsfreudiger. „Sie kann und wird widerlegt werden!“ sagte sie.

Paul senkte den Kopf und berührte ihre Stirne mit seinen Lippen.

„Die Vergangenheit ist Schweigen, das keine Antwort gibt!“ sagte er. „Meine Mutter allein könnte sie widerlegen und sie ist tot für die Welt.“

„Nicht Deine Mutter allein, mein Liebster, — ich kann sie widerlegen. Warte, und Du wirst es sehen.“

Paul lächelte ungläubig und schüttelte den Kopf.

„Du weißt nicht alles!“ sagte er und küßte sie zärtlich. „Was dann, wenn morgen und Tag um Tag kein Licht dies Geheimnis aufhellt?“

„Fürchte das nicht, der Finger Gottes ist darin!“ sagte Greta.

„Sage lieber, die Hand des Verhängnisses, und wie klein sind wir gegenüber dieser erbarmungslosen Gewalt.“

„Gott sieht alles,“ sagte Greta, „er hat mich hieher geführt und wird mich auch wieder hinausführen!“

„Was dann, wenn ich Dich hieher gebracht habe für einen Tag, und Du ein Jahr lang, Dein Leben lang hier bleiben solltest?“

„Dann denke, daß Gott selbst Dein Weib aus Deiner Hand genommen hat!“

Pauls Gesicht, welches tiefe Niedergeschlagenheit gezeigt hatte, nahm den Ausdruck unsäglichen Schmerzes an.

„D, es ist schrecklich!“

„Still! Hier ist alles Friede! Lebe wohl, teuerster Paul; sei tapfer, mein lieber Mann, Gott wird's wenden!“

„Das wolle er! Aber ich zittere davor, nach der Wahrheit zu fragen, die Zukunft ist jetzt nicht schrecklicher für mich als die Vergangenheit!“

„Sei standhaft, lieber Paul; Du weißt, wie schön es ist, inmitten eines Sturmes, der die Bäume niederbeugt, einzuschlafen und in der Ruhe im Sonnenschein zu erwachen. Morgen wird die Falschheit entlarvt sein und Du wirst kommen, um mich abzuholen.“

„Ja,“ sagte Paul, „oder mein Leben als ein Ausgestoßener durch die Welt schleppen!“

„Rein, o nein! Lebe wohl, Teuerster!“ Dann fehlten ihr die Worte des Trostes und sie ließ ihren Kopf an seine Brust sinken.

Der Chor sang die Morgenmesse, Paul hob den eisernen Riegel auf, der die Thür verschloß, und öffnete sie. Die gegenüberliegende Seite der Straße war durch eine kahle Mauer gebildet, über welche blattlose Äste hoher Bäume hervorragten. Von der Ferne her ertönte das Geräusch des erwachenden Lebens. Die Dämmerung hatte den östlichen Himmel gerötet und die dunklen Mauern der Klostertürme ragten empor in den lichten Strahlenglanz des jungen Tages.

„Es ist ja sicher, daß niemals die Sonne über diese alte Stadt aufgeht, ohne irgend jemand zu neuem Kummer zu erwecken,“ sagte Paul, „aber unser Los ist gewiß das traurigste von allen. Lebe wohl, mein Liebling!“

„Du wirst bald wiederkommen, mich abzuholen, nicht wahr?“ Und Greta schmiegte sich inniger an seine Brust.

„Wenn nicht — wenn nicht,“ — sein heißer Atem traf ihre Stirne — „wenn nicht, dann — da die Welt tot ist für jeden von uns ohne die Liebe des andern, so bleibe hier in diesem Haus — für immer! Lebe wohl! Lebe wohl!“

Er machte sich aus ihren Armen los und drückte seine zitternden Lippen auf ihre kalte Stirne. Die Angst überwand endlich ihr tapferes Herz, ein Thränenflor verhüllte Paul ihren Augen.

„Lebe wohl, lebe wohl!“

Ein kurzes Schweigen, ein gebrochenes Schluchzen, ein schwerer Seufzer, ein letzter Druck der verschlungenen Hände, dann schloß sich die Thür hinter ihm. Sie war allein in der leeren Halle, ihre Lippen waren kalt, ihre Augen geschlossen. Das rosige Morgenlicht durchflutete jetzt sanft, mild und tröstend die Luft, in welcher die vollen, heiligen Harmonien des Chores verklungen.

Es war ein vorübergehender, flüchtiger Aerger bloß, den Hugo empfand, als er sah, daß Paul ihm gegen alle seine Erwartung entschlüpft war. „Thut nichts,“ sagte er. „Es handelt sich nur um einen Tag mehr oder weniger. Gemacht wird die Sache doch.“

„Mir ist nicht leid, daß der Mann fort ist,“ bemerkte Drayton sichtlich erleichtert, „nun ist die Sache eben.“

„Nur mit dem Unterschied, daß Sie jetzt noch etwas mehr Gefahr laufen, mein Freund,“ sagte Hugo.

Drayton warf einen Blick auf ihn, halb Furcht, halb Argwohn.

„Sie werden doch nicht jemand hieher bestellt haben? Sie werden doch wohl niemand gesagt haben, daß ich hier bin!“

„Unsinn! Machen Sie jetzt, daß Sie zu Bett kommen, und — wenn Sie klug sind, nehmen Sie sich in acht. Morgen früh wird die Polizei hier sein, sei'n Sie davon überzeugt!“

„Hier? Morgen früh? Warum?“

„Als sie ihn um seine Adresse fragten, hat er dieses Haus genannt. Das werden sie nicht vergessen; Leute dieser Art vergessen nichts!“

„Sicherlich nicht!“

„Sie haben auch noch für weitere Dinge als Adressen ein gutes Gedächtnis. Denken Sie einmal nach, ob die Polizei vielleicht noch andern Grund haben könnte, sich des Herrn dieses Hauses zu erinnern.“

„Machen Sie keine Redensarten!“

„Na — Sie werden es am besten wissen. Also nehmen Sie sich in acht!“

Drayton knöpfte seinen Rock so weit zu, als der zerrissene Kragen es erlaubte.

„Ich weiß schon, was ich thue. Ich lasse mich nicht abfangen. Diesesmal ist es eine böse Geschichte!“

„Wohin wollen Sie?“

„Fragen Sie mich nicht aus, sage ich.“

„Wenn Sie dieses Haus verlassen, so wird man Sie in vierundzwanzig Stunden am Kragen haben!“

„Bleibe ich hier, so haben sie mich in zwölf. So sind doch immer zwölf Stunden gewonnen. Ich mache, daß ich fortkomme!“

Drayton legte die Hand auf die Thürklinke, Hugo stieß sie weg.

„Ein Dummkopf wie Sie verdient nichts Besseres, solche Leute müssen kalt gestellt werden!“

Drayton erhob die Faust.

„Verdammt! Ich werde Sie kalt stellen, wenn — wenn —“

„Lassen Sie das dumme Zeug, es schreckt mich nicht,“ sagte Hugo. „Wie, wenn ich Ihnen zeige, wie Sie den Folgen Ihrer heutigen Nacharbeit entgehen können?“

Draytons erhobene Hand sank herab.

„Ich habe nichts dagegen,“ brummte er. „Wie das?“

„Indem man den andern Mann an Ihre Stelle schiebt.“

„Und wo bleibe ich?“ fragte Drayton, die Augen in starrem Erstaunen aufreißend.

„Sie?“ erwiderte Hugo und ein kaum merkliches spöttisches Lächeln kräuselte seine Lippen, „Sie werden in seinen Schuhen stehen.“

Ein widerliches Lächeln flog über Draytons Gesicht. Er zerrte an dem zerrissenen Kragen mit ruhelosen Fingern, seine Augen wanderten zur Thür. Ein kurzes Schweigen trat ein.

„In seinen Schuhen?“ wiederholte er, die Augenbrauen in die Höhe ziehend, und stand mit offenem Munde da.

Die alte Wirtin war noch beim Schenkstisch beschäftigt mit Vorbereitungen zum Zubettgehen.

„Nun gute Nacht!“ sagte sie. „Paul, Du wirst alles schliefen!“

„Schon recht, Mutter.“

Die Wirtin ging, aber von der Treppe herab hörte man noch ihre geräuschvolle Stimme: „Das arme Ding — ich sage, sie wird sich noch die Augen ausweinen!“

„Was haben Sie im Sinn?“ fragte Drayton.

„Ihn hieher zu schaffen!“

„Wie wollen Sie ihn ausführen? Er ist doch nach London gegangen, nicht wahr? Das ist ein zu großer Heuschaber, um darin eine Nadel zu finden,“ dachte ich.

„London ist kein Heuschaber, mein Vester. Es ist ein Bienenkorb und jede Zelle darin ist numeriert. Beim Verlassen des Bahnhofes von Saint Pancras nehmen sie entweder ein Cab oder nicht. Wenn sie eins nehmen, so wird die Nummer an der Pforte vom Wächter notirt.“

Durch diese Nummer kann der Kutscher gefunden werden, er wird wissen, wohin er die Reisenden gebracht hat. Hat mein Bruder seine Frau irgendwo einquartiert und sich anderwärts begeben, so wird der Kutscher das auch wissen. Wenn sie kein Cab nehmen, so müssen sie irgendwo in der Nähe des Bahnhofes sein, weil es schon spät ist und die Dame wohl nicht mehr weit gehen kann. Auf diese Art also sind in dem großen Bienenkorb ihre Zellen für uns aufzufinden. Das genügt für jetzt. — Wer schläft in diesem Hause außer Ihnen und dem Mädchen?“

„Niemand als ein Bursche, ein Kellner.“

„Wo ist er jetzt? — Zu Bett?“

„Schon seit vier Stunden.“

„Wo schläft er?“

„Auf dem Dachboden.“

„Sorgen Sie dafür, daß der Bursche Sie nicht sieht. Auf welcher Seite des Hauses schläft er?“

„Im Giebel an diesem Ende.“

„Ist auch am andern Ende eine Dachstube?“

„Ja, eine schlechte.“

„Das schadet nichts. Nehmen Sie eine Matratze und schlafen Sie dort. Und bleiben Sie morgen den ganzen Tag dort liegen, nehmen Sie Mundvorräte mit, aber keine Getränke, wohlverstanden! Ich werde zu Ihnen kommen, wenn die Luft rein ist, und jetzt führen Sie mich in Ihr Zimmer.“

Nach einigen Vorbereitungen gingen die beiden Männer die Treppe hinauf, indem sie das einzige noch übrige Licht mitnahmen.

„Geben Sie mir die Kerze, Sie gehen besser im Dunkeln in Ihre Dachstube hinauf. Hier, stecken Sie diesen Schlüssel in die Thür zu der Stube des Mädchens und schließen Sie sie auf, sie ist jetzt ruhig genug. Scht! — Nein, es war der Wind. Und denken Sie daran, was ich Ihnen sagte: der Bursche darf Sie nicht sehen. Und hören Sie wohl: keine Getränke!“

Noch war der Tag nicht angebrochen und alles stille im Haus, als Mercy Fischer geräuschlos die Thür ihres Zimmers öffnete und vorsichtig die Treppe hinabstieg. Es war sehr dunkel im Wirtszimmer und sie hatte kein Licht. Die Luft war voll von widerlichem Geruch nach Tabakrauch. Sie trug ein kleines Bündel in der einen Hand, mit der andern suchte sie tastend den Weg an den Wänden entlang, bis sie zur Hausthür kam. Eine schwere Kette verschloß dieselbe, mit zitternden Fingern machte sie sie los. Dann zog sie den Riegel zurück, öffnete und lief in die Finsternis hinaus, die Thür weit offen stehen lassend.

Bis zum letzten Tage ihres Lebens vermochte sie nicht zu sagen, welche Absicht sie in dieser Stunde leitete. Sie hatte kein Ziel, keinen Zweck vor sich, als ihrem Herzeleid zu entfliehen, sie wünschte nur auf die Erde sich niederzulegen und nichts mehr von all dem Jammer zu wissen. Aber ihr blindes Mißgeschick trieb sie jenem Riesenbehälter von Lebensglück und Leid — London — zu.

Sie eilte die Straße entlang, ohne jemals zurückzusehen. Durch die blattlosen Bäume seufzte der Nachtwind, die gespenstigen Aeste bewegten sich drohend über ihrem Kopfe, die Hecken neben ihr nahmen phantastische Gestalten an. Alle ihre Glieder zitterten, ihre Zähne schlugen zusammen wie im Frost, ihr Kopf schmerzte, ihre Füße wollten sie nicht mehr tragen. Dennoch eilte sie weiter. Die Welt war so grausam gegen sie, wenn sie ihr nur entfliehen könnte und vergessen — nur vergessen!

Die Dämmerung begann. Feuchter Dunst legte sich auf ihre Wangen, das weite Marschland war in Nebel gehüllt, kein Laut zu hören außer ihren eigenen Schritten auf der Straße. Es war ein trüber Anblick, weder Tag noch Nacht. Und durch dies öde, graue Nebelreich eilte ein armes Mädchen mit gebrochenem Herzen dahin, ein kleines Bündel in der Hand, ein Tuch um die Schultern geworfen, mit roten, thränenlosen Augen vor sich hinstarrend.

Der Wind seufzte und stöhnte. Dann und wann fiel raschelnd ein verdorrtes Blatt vom letzten Jahr mit drehender Bewegung vor ihr nieder. Trostlos, wie ihr Herz innen, war die Welt außen.

Mehr und mehr erhellte sich der graue Himmel. Im Osten erschien ein rosiger Glanz, ein frischer Hauch ging durch die Natur. Rascher ging sie dahin. Hinter ihr lagen alle ihre schönen Träume und waren tot, hinter ihr lag die Liebe, welche ihre Seligkeit ausgemacht hatte, und auch diese war erstorben. Aus glücklichem Traum war sie zu kalter Wirklichkeit erwacht.

Sie kam an einen Ziegelofen, welcher abseits von der Straße stand. Eine Rauchwolke ringelte sich langsam durch die trübe Luft in die Höhe. Erstoren und ermüdet trat sie näher und stand einige Minuten bei der Glut. Aber hinter dem Gebäude hörte sie Schritte näher kommen und stahl sich furchtsam weg.

Fort, fort — sie wußte nicht, warum? Vorwärts, vorwärts — sie wußte nicht, wohin?

Endlich war der Tag angebrochen. Im hellen Licht des Morgens sank ihr Herz tiefer; das Haar vom Tau befeuchtet, die Kleider vom Weg beschmutzt, so ging sie weiter im Strahlenglanz der aufgehenden Sonne.

An einem Kreuzweg las sie: „Nach Kilburn“ — weiterhin war ein Wald. Die Sonnenstrahlen spielten auf den Fichtenbäumen und vergoldeten die verwelkten Blätter, welche noch an einer Eiche hingen. Sie hatte sich jetzt durch den Lauf erwärmt, aber sie war sehr müde geworden. Hinter einem Holunderbusch nahe bei der Straße legte Mercy sich nieder, auf einen Haufen welker Blätter am Fuße einer starken Birke. Bald entschlummerte sie, fuhr jedoch ängstlich wieder auf. — Alles war ruhig. — Dann überwand die müde Natur Furcht und Kummer und wiegte sie ein in tiefen Schlaf.

Und der Schlaf, welcher Könige und Königinnen aus uns macht, der milde Schlaf machte das verstoßene Mädchen zu einer Königin der Liebe; und sie träumte von ihrer Heimat in den Bergen.

Mercy schloß noch immer, als ein tuchüberspanntes Gefährt, wie es die Hausierer benützen, langsam auf der Straße herankam. Der Führer des Wagens, ein Mann mit hellen Augen und gutmütigem, gebräuntem Gesicht, sah vorne und pfiß. Sein Pferd schaute vor etwas und dies veranlaßte ihn, aufzuschauen. Er war in diesem Augenblick dem Holunderbusch gegenüber und erblickte Mercy hinter demselben liegend mit bleichem, erschöpftem Gesicht. Ihr Hut war von der Stirne gefallen, ihr Kopf gegen den Baumstamm gelehnt; eine Hand ruhte auf ihrer Brust, die andere ausgestreckt auf den welken Blättern, daneben ein kleines Bündel in einem roten Tuch, welches ihren müden Fingern entfallen war — und darüber das goldene Morgen Sonnenlicht!

Der Führer des Wagens sprang herab. In demselben Augenblick erwachte Mercy mit erschrockenem Blicken. Sie sprang auf die Füße und wollte davoneilen.

„Noch ein bißchen jung für so im Land herumzustreifen — nicht, Ramsell?“ sagte der Mann. Sein Ton war milder als seine Worte.

„Bitte, lassen Sie mich,“ sagte Mercy und versuchte an ihm vorüberzugehen.

„Natürlich, natürlich, wenn es Ihr Wille ist.“

Mercy dankte ihm mit gesenkten Augen; sie war schon auf der Straße.

„Da Sie meinen Weg gehen, habe ich nichts dagegen, wenn Sie aufsteigen wollen.“

„Nein, ich danke Ihnen, ich habe — ich habe kein Geld, ich muß zu Fuß wandern.“

„Sie können wohl abwarten, bis ich etwas von Ihnen verlange, nicht wahr, Ramsell? Kommen Sie, steigen Sie auf!“

„Und wollen Sie mich absteigen lassen, sobald ich es wünsche?“

„Natürlich will ich, warum denn nicht? Hinauf mit Ihnen! Hier vorsichtig über den Baum — so ist's recht! Nun sehen Sie sich dort auf die Säcke, es sind Äpfel darin. Fertig? — Gut, dann fahren wir weiter!“

Der Wagen war halb voll mit Säcken und Mercy kletterte an das fernste Ende deselben.

„Für gewöhnlich bin ich kein Äpfelhändler, ich bin ein Kräutersammler,“ erklärte der Fuhrmann, „aber Kräuter kann man nicht das ganze Jahr über sammeln, deshalb bin ich genötigt, im Winter mit Obst zu handeln. Ich kaufe Äpfel von den Landleuten und bringe sie zur Stadt nach Covent Garden und dahin fahre ich jetzt gerade.“

Mercy hörte zu, ohne ein Wort zu sprechen.

„Sie kennen Covent Garden? — Nicht weit von Haymarket.“

Mercy schüttelte den Kopf.

„Was, Sie sind nie dagewesen oder doch in der Nähe?“

Mercy schüttelte wieder den Kopf und senkte den Blick. Der Fuhrmann wandte sich, um sie anzublicken.

„Will sie in Ruhe lassen, sie muß was auf dem Herzen haben,“ dachte er im stillen, dann wandte er sich nochmals um, nach ihr zu sehen.

„Was ist's, Ramsell, haben Sie schlimme Augen?“

„Sie schmerzen mich, ja, und sind ziemlich schwach auch,“ sagte Mercy.

„Ich will gegangen sein, wenn sie nicht ganz so aussehen, wie bei meinem Freund Tom Bart, rot und angeschwollen. Tom hatte sich erkältet, er hatte einmal bei Nacht im Freien geschlafen, als wir Kräuter sammeln gegangen waren. Die Kälte fiel auf Toms Augen, und er wurde so blind wie ein Maulwurf.“

Mercys Lippen zuckten. Der Fuhrmann hörte auf zu schwätzen, als er bemerkte, daß er zu weit gegangen war, und ließ dann den Aerger über sich selbst an seinem Pferde aus.

„Vorwärts, du dumme, alte, verdrehte Kracke!“ rief er. Das Pferd setzte sich in Trab. Sie kamen durch ein Dorf und Mercy las den Namen Childs Hill an der Ecke eines Hauses.

„Gehen Sie nach London?“ sagte Mercy schüchtern.

„Covent Garden — ist das London?“

„Oh?“ Der Fuhrmann riß seine Augen weit auf in hellem Erstaunen.

Mercy zitterte und hielt den Kopf gesenkt. Eine Zeit lang ging es in kleinem Trab vorwärts. Der Fuhrmann warf mehrmals flüchtige Blicke nach dem Mädchen und sagte dann:

„Ich ärgere mich schändlich über mich selbst, daß ich sagte, Tom sei so blind wie ein Maulwurf! Ein Maulwurf ist überhaupt gar nicht blind; ich habe eine Menge von ihnen gefangen beim Kräutersammeln. Außerdem war Tom entzweit mit seiner Frau, und das war schlimmer noch als seine Erkältung. — Vorwärts, vorwärts, altes, nichtsnutziges, lahmes Tier! — Sehen Sie, Toms Frau lief davon. Sie war so jung wie Sie und sah wohl ebenso gut aus. Aber sie war nichts wert, das war sie, und das brach Toms Herz, wie man sagt. Dann gab Tom das Kräutersammeln auf; er hatte kein Gemüt mehr dafür. Das Kräutersammeln ist eine Sache, zu welcher Gemüt gehört. Dann fing er an, mit Äpfeln zu handeln, und jetzt handelt er mit heißen Kartoffeln, und da er blind ist, hat er einen Knaben bei sich, um sie zu fahren. Und diese Frau ist an allem schuld. „Jim Grundsell,“

sagte er zu mir — so heiße ich nämlich — „Jim,“ sagte er, „hänge dein Herz an nichts,“ sagte er, „behalte dein Gesicht und bleibe beim Kräutersammeln.“ — Na, du verdrehte alte Schraube, vorwärts, vorwärts! — Und so führte ich denn den Handel allein fort. Meine Frau, die ist krank, nächste Weihnachten sind es zwölf Monate, daß sie nicht mehr aus dem Bett gekommen ist, sie fühlt sich auch recht einsam, wenn sie immer so allein daliegt; grämt sich vielleicht auch ein bißchen, und — na ja.“

Jetzt folgte ein langes Schweigen. Sie verließen die grünen Felder und fuhren durch lange, endlose Häuserreihen, viel länger, als Mercy sie je zuvor gesehen hatte. Obgleich die Sonne schon wach, brannten die Straßenlaternen immer noch. Sie kamen an einer Kirche vorbei und Mercy sah an der Uhr, daß es nahe an acht war.

Der Verkehr war um diese Zeit schon ein sehr lebhafter; eine Menge Menschen verfolgte ihren Weg nach dieser oder jener Richtung, Droschken und Omnibusse rasselten hierhin und dorthin. Mercy sah halb betäubt in ihrer Ecke, die merkwürdige, große Stadt erschreckte sie und für einen Augenblick vergaß sie selbst ihren Kummer.

Als sie Covent Garden erreicht hatten, hielt der Fuhrmann an, nickte einigen Kollegen zu und begrüßte andere durch heiteres Anrufen.

Mit naiver Verwunderung blickte Mercy um sich. Alles erschien ihr wie ein kleines Babel, all dieser Tumult, Gelächter, Rufen, Schreien, Streiten und Fluchen.

Ihr Kopf schmerzte. Sie stieg ab, ohne zu wissen, was sie zunächst thun sollte. Wohin sollte sie gehen? Was war sie in diesem Wirrwarr von London, welches ihr trostloser erschien als die wildeste Ginde?

Einen Augenblick stand sie auf dem Pflaster mit ihrem kleinen Bündel in der Hand. Die ganze seltsame Welt um sie her schien sich im Kreise um sie zu drehen, Thränen traten in ihre Augen, ihre Sinne schwanden.

Im nächsten Augenblick fühlte sie sich umfaßt und in den Wagen gehoben — dann erinnerte sie sich an nichts mehr.

Zwei Tage später trat Hugo in die Kirche des Sanct Margaret Klosters. Es war Abendgottesdienst und das Mittelschiff gedrängt voll, von der Kanzel bis zu den Säulenreihen. Die Nebengänge, welche keine Sitze hatten, waren nur halbwegs gefüllt, der übrige Teil derselben fast ganz leer, nur hier und da lehnte ein Mann an einer Säule der prachtvollen Kolonnade. Der Gottesdienst hatte bereits begonnen. Hugo ging geräuschlos in dem einen Seitengänge dahin, bis er hinter der zusammengedrängten Gläubigenschar stand. Dann stellte er sich neben eine Säule und blickte aufmerksam nach der Volksmenge im Schiff.

Er war in Hörweite des Predigers, aber er achtete kaum auf ihn. Seine Augen durchliefen die Kirche, bis sie zuletzt auf einer Stelle in dem südlichen Querschiff anhielten, wo einige Nonnen saßen, mit niedergeschlagenen, halbgeschlossenen Augen. Das Gesicht der einen war durch den herabgelassenen Schleier ganz verhüllt, ihre Hand hielt mit nervösem Griff den Rosenkranz an die Brust gedrückt. Nicht weit von ihr war ein anderes Gesicht, welches Hugos Blick auf sich zog. Es war das jugendlich schöne Gesicht Gretas, auf dem ein Ausdruck tiefen, andächtigen Ernstes lag. Ihre Augen schimmerten in feuchtem Glanze.

Von diesen beiden trennten sich seine Blicke auf Minuten kaum; vorübergehend nur wollten seine Gedanken bei den Worten, welche über das Volk hinflossen und in stummer Andacht vernommen wurden.

Hugo hörte halb unbewußt zu, indem er seine Blicke bald auf die Nonne mit dem herabfallenden Schleier, bald auf das schöne, nach oben gewendete Gesicht neben ihr richtete. Endlich traf ihn ein Wort, das seine ganze Seele erzittern machte. Männer, Frauen, die stumme Menge, Pfeiler, Bogen, die Fenster mit den gemalten Heiligen, der Altar mit den brennenden Lichtern, der weiß beleuchtete Chor und das bleiche, hagere Gesicht mit den von Begeisterung flammenden Augen, oben auf der Kanzel — alles verschwand in diesem Augenblick.

„Was wahr ist im Reich der Gedanken, kann nicht falsch sein, wenn es That geworden,“ schallte das Priesterwort. „Ihr aber geht hin und thut Böses und rechtfertigt die Sünde dann vor dem eigenen, im Banne liegenden Denken. Kein Weg, noch so dunkel, der nicht als der Weg des Lichtes schon erschienen; keiner so abseits, der nicht dennoch für den richtigen schon gehalten worden wäre. Vor der Lüge hütet euch, mit der ihr euer eigen Herz bethört — denn das Ende davon ist der Tod!“

Mit bleichem, blutlosem Gesicht, die Augen weit aufgerissen, schwankte Hugo einen Schritt zurück und hielt sich dann mit zitternder Hand an dem Pfeiler, neben dem er gestanden. Das rauhe Schleifen seines Fußes wurde in der grabestillen Kirche gehört. Hier und dort wandte sich ein Gesicht ihm zu. Doch seine Erregung dauerte nur einen Augenblick; dann verzogen sich seine Lippen zu einem spöttischen Lächeln, welches zeigte, daß der Engel in ihm ein weiteres Mal unterlegen.

Die Predigt endigte mit einem machtvollen Hinweis auf die Unwandelbarkeit des göttlichen Gesetzes und die ewigen Gesetze der Menschheit.

„Die Welt ist voll Wechsel,“ rief der Priester, „aber

die Menschen, die sich am meisten zu ändern scheinen, ändern sich am wenigsten. Die Sterne oben am Firmament sahen den Beginn und das Ende von Jahrtausenden; ehe der Mensch war, waren sie. Der Fluß, welcher durch unsere Stadt fließt, floß schon vor Jahrhunderten diesen Weg; Generationen von Menschen sind erstanden und vergangen in Freude und Kummer und immer noch umrauschen dieselben Gewässer dieselben Ufer. Sterne und Gewässer mögen vergehen, aber du bleibst; sie alle veralten wie ein Kleid, und wie ein Gewand veränderst du sie, und sie werden verändert, du aber bist derselbe und deine Jahre nehmen kein Ende.“

Der Prediger hatte geschlossen. Die geräuschvolle Bewegung, welche jetzt unter der Menge entstand, bewies, mit welcher Spannung dieselbe zugehört hatte.

Die nun folgende Besperhymne wurde von der ganzen Gemeinde stehend gesungen. Eine Stimme aber sang sie nicht mit; die festverschlossenen Lippen Hugos waren das Symbol seines festverschlossenen Herzens.

Er fragte sich selbst, ob es wahr sei, daß die Menschen fortbestehen würden, wenn selbst der Glanz der Sterne einst erlöschte.

„Paß! Der Mensch, was ist er? Diese dichtgescharte Menge, deren mächtige Stimme anschwoll wie die brausende See, was war sie? In der alten Kirche, wo sie sangen, hatten andere Menschen vor ihnen gesungen, und wo waren diese jetzt? Wer konnte sagen, daß sie nicht der Vernichtung anheimgefallen seien? Sie hatten gelebt, geglaubt und waren gestorben, sie waren dahin — dahin mit ihren Sünden und Sorgen, dahin mit ihren Tugenden und Verdiensten, dahin und verschwunden aus Aller Gesicht, aus Aller Erinnerung, und keine ihrer Stimmen drang aus dem Abgrund des Todes hervor, diese Hymne der Hoffnung mitzufingen! Hoffnung der Ewigkeit! Das ist ein Traum. Ein Traum, wie ihn die große, kummervoll beladene Masse, Kirchen und Kapellen füllend, Zeitalter um Zeitalter geträumt hat. Aber ein Traum ist's, von welchem es kein Erwachen gibt, um zu erfahren, daß er nur Täuschung gewesen.“

Der Priester und der Chor verließen die Kirche, dann brach die Gemeinde auf und trennte sich. Hugo stand noch eine Weile still, immer noch an die Säule gelehnt. Die Nonnen erhoben sich zuletzt und verschwanden durch eine kleine Thüre, die nach dem südlichen Kreuzgang führte. Greta ging einige Schritte hinter ihnen. Als die Kirche sich geleert und die junge Frau sich von ihrem Sitze erhoben hatte, fielen ihre Augen auf Hugo, dann senkte sie ihr Gesicht, und sie ging mit beschleunigten Schritten dem Ausgange zu. Hugo folgte ihr und trat in die Sakristei ein.

Vor ihm war eine andere Thüre, welche in das Kloster führte. Die letzte der Nonnen ging eben durch dieselbe hinaus.

Greta stand in der Sakristei, bleich, mit kummervollem Gesicht, eine Hand auf der Brust, die andere an den Stamm eines Kreuzifixes gelegt, welches an der Wand hing. Als sie sah, daß er ihr nachgegangen, war ihr erster Impuls, fortzueilen, ihr zweiter zu seinen Füßen auf die Kniee zu sinken. Sie folgte jedoch keinem von beiden. Ihre Schwachheit besiegend, obgleich immer noch vom Kopf bis zu den Füßen zitternd, wandte sie sich ihm zu mit mutig fragendem Blick.

„Was kommst Du hieher? Ich wünsche nicht mit Dir zu sprechen, laß mich meinen Weg gehen!“ sagte sie.

Hugo machte keinen Versuch, sie zurückzuhalten. Er stand vor ihr mit niedergeschlagenen Augen, das kranke Bein tief gebogen.

„Ich komme, Dir Lebewohl zu sagen,“ sprach er ruhig, „komme, Dir zu sagen, daß wir uns nie wiedersehen werden!“

„O, wären wir doch für immer von einander geschieden, bevor wir uns das leßtemal trafen,“ antwortete Greta lebhaft.

„O, hätten wir uns doch nie gesehen!“ gab Hugo mit leiser Stimme zurück.

„Das war eine Lüge, durch die Du mich von meinem Manne trenntest, gestehe es!“

„Ja — Gott verzehe mir!“

„Und Du wußtest, daß es eine Lüge war?“ sagte Greta.

„Ja, ich wußte es!“

„Wo ist dann dein Schamgefühl, daß Du mir noch ins Gesicht sehen kannst? Oder hast Du keines?“

„Und Du, hast Du kein Mitleid?“ sagte Hugo.

„Welches Mitleid hast Du für mich gehabt? Hast Du mir nicht schon genug Leids angethan?“

„Das ist wahr, Gott weiß es! Er weiß aber auch, wie elend ich bin. Habe Mitleid und vergib — und sage mir Lebewohl!“

Etwas wie tiefe Reue in seiner Stimme rührte sie. Sie schwieg.

„Der Priester ist im Irrtum,“ fuhr Hugo fort, „es gibt keinen Geist des Bösen. Wir werden durch unsere eigenen Leidenschaften verführt, und die mächtigste dieser Leidenschaften ist die Liebe.“

„Es ist dein Werk, daß ich hier bin!“ sagte Greta.

„Wollte Gott, es wäre mein Werk auch, daß Du hier bliebest!“

„Das ist ein Gebet, das der Himmel nicht erhört

wird. Ich werde dieses Haus heute abend verlassen. Es wird jemand kommen, der Deine niederträchtige Falschheit entlarven wird!"

"Bist Du Christian?" fragte Hugo.

Greta gab keine Antwort und Hugo fuhr fort:

"Seine Reife ist überflüssig. Ein Wort von meiner Mutter würde alles aufgeklärt haben. Sie ist in diesem Hause."

"Ja, Gott verzeihe Dir, sie ist hier," sagte Greta.

"Du bist im Irrtum, Du weißt nicht alles. Wo ist Dein Mann?"

Greta schüttelte den Kopf.

"Ich habe ihn nicht mehr gesehen noch von ihm gehört, seitdem wir uns vor diesen Türen getrennt haben!" antwortete sie.

"Und wenn Du sie heute abend verlässest, läßt Du auch ihn hinter Dir?" fragte Hugo.

"In? Nimmermehr!" entgegnete Greta leidenschaftlich.

Hugos blutloses Gesicht war schrecklich anzusehen.

"Greta," sagte er in einem Tone voll Seelenangst,

"gib den Gedanken auf, sich diese falsche Verbindung als für immer gebrochen an und all dieses Elend wird ein Ende haben. Ich und Du, Du und ich — das war's! Aber das ist jetzt vorüber. Ich trete nicht zwischen euch, daran ist nicht zu denken. Ich biete Dir nicht meine Liebe an, die Du schon lange zurückgewiesen, aber ich kann Dich auch nicht als meines Bruders Frau sehen. Das wäre zu viel für mich, es zu ertragen, und ich will es nicht ertragen. Habe Mitleid mit mir! Wenn ich keinen Anspruch auf Deine Liebe habe, habe ich dann nicht ein Recht auf Dein Mitleid? Was habe ich gelitten für meine Liebe, was habe ich ihr geopfert? Meinen Namen, meine Stellung, mein Erbteil!"

Greta erhob die Augen mit fragendem Blick.

"Was? Hat er Dir auch jetzt noch nicht alles gesagt?"

sagte Hugo. "Gleichviel! Was hat er gethan, um Deine Liebe zu gewinnen, das ich nicht auch gethan hätte? Was hat er gelitten? Was hat er geopfert?"

"Wenn das Liebe ist, so ist es eine selbstsüchtige Liebe," entgegnete Greta mit gebrochener Stimme.

"Selbstsüchtig? Mag sein — jede Liebe ist selbstsüchtig!"

"Verlasse mich, verlasse mich!"

Hugo schwieg, sein Wesen erglühte mehr und mehr.

"Ich will Dich verlassen," sagte er, "und Dich nicht wieder auffuchen. Ich will für immer von Dir gehen und den Kummer still tragen, der mich bis zu meinem Ende begleiten wird — wenn Du mir eins versprechen willst!"

"Was ist es?" sagte Greta mit niedergeschlagenen Augen.

"Es ist viel," sagte Hugo, "aber es ist nicht alles. Wenn der Preis ein großer ist, so denke an das Elend, das er kauft — und begräbt. Du wirst ein Opfer für mich bringen wollen; nicht wahr, Du willst?"

Seine Stimme wurde inniger, während er sprach. Der Ausdruck seines bleichen Gesichts milderte sich, die großen Augen erglänzten in dem traurigen Ausdruck hoffnungsloser Liebe.

"Sage, daß Du etwas für mich thun willst — für mich!"

Er streckte seine Arme gegen sie aus, als ob Seele und Leib mitammen nach einem Wort, einem Blick der Liebe sehnlichst begehrten.

Greta stand still und unbeweglich.

"Was ist es?" wiederholte sie.

"Laß mir den Glauben, daß Du etwas zu meinen Gunsten thun willst," flüsterte er. "Laß mir diesen Trost,

bedenke, was ich für Dich gelitten habe, und alles vergebens! Bedenke, daß es vielleicht nicht mein Fehler war, daß Du mich nicht lieben konntest, daß ein anderes Weib, welches meiner Liebe nicht unwürdig, mich vielleicht würdig gefunden hätte, geliebt zu werden."

"Was ist es?" wiederholte Greta kühl, aber ihre gesenkten Augen standen voll Thränen.

"Bedenke, daß ich einen eiteln, stolzen, hartnäckigen Sinn besitze, daß es in dieser ganzen Welt nicht Mann noch Weib, nicht Freund noch Feind gibt, welche ich um Gnade oder Günst je angefleht, daß ich seit meiner Kindheit niemals gekniet habe, auch nicht in Gottes Haus, nicht im Gebet! Und dann bedenke, daß ich elend zu Deinen Füßen liege, ein gebrochener Mann!"

"Greta," sagte er mit mächtigem Beben in seiner tiefen Stimme, "wenn irgend welche Wahrheit in dem liegt, was der Priester heute sagte, wenn es nicht ein Traum und ein frommer Betrug ist, harmlose Gemüter zu entzücken oder zu schrecken; wenn es einen Gott und ein Gericht gibt, so ist meine Seele schon schwer genug vor ihnen belastet mit Sündenschuld gegen Dich und die Deinen. Ich wollte davon absteigen, eine andere, noch viel schwärzere Sünde auf mich zu laden, aber es soll nicht sein!"

"Was meinst Du damit?" sagte Greta, mit erschrockenen, großen Augen zu ihm aufschauend.

Hugo trat einen Schritt näher.

"Daß Dein Mann in meinen Händen ist, daß ein Wort von mir ihn zu einem viel furchtbareren Los als der Tod verdammen kann, daß, wenn er errettet werden soll, Du für immer auf ihn verzichten mußt."

"Sprich deutlich, was willst Du damit sagen?"

"Wählerasch!" entgegnete Hugo. "Was soll es sein? Für Dich das Kloster oder für Deinen Mann lebenslängliche Gefangenschaft?"

Greta war in heftiger Aufregung, sie schritt zur Thüre. Er vertrat ihr den Weg.

"Ich habe Dich getrennt durch eine Lüge," sagte er, "aber für mich war es nicht immer eine Lüge. Ich glaubte einst daran. Meinst Du, ich würde mich selbst, mein Erbteil, verleugnet und meinen Platz dem Vastard überlassen haben, wenn ich es nicht geglaubt hätte?"

"Was für eine neue Lüge ist das?" sagte Greta.

"Gleichviel — der Himmel weiß — daß alles, was ich that, nur aus Liebe zu Dir geschah! Ist es denn eine so große Schuld, daß ich Dich geliebt habe, geliebt in der tiefsten Tiefe meiner Seele? Ich wollte einen Weltteil zwischen euch bringen — ihn nach Australien und Dich nach Cumberland senden. Wenn auch die Lüge später enthüllt worden wäre — ihr wäret getrennt, und das wäre mir genug gewesen!"

"Und jetzt, wo Deine Rache ohnmächtig Dir zu Füßen liegt, kommst Du zu mir auf Deinen Knien?"

"Rache? Das wäre zu wenig Rache gewesen," erwiderte Hugo. "Er hätte die Wahrheit erfahren und wäre gekommen, Dich abzuholen. Es gibt keinen Frieden für mich, so lange er am Leben und frei ist! Komme ich zu Dir auf meinen Knien? Ja, aber nur, um Dich anzuflehen, Deinen Mann zu retten! Ist es so viel, was ich von Dir erbitte? Bedenke, was Du dadurch gewinnst! Wenn Du kein Mitleid hast für mich, hast Du denn auch keins für ihn?"

Sie suchte sich an ihm vorüberzubringen.

"Greta," sagte er, "wähle, jetzt oder nie; heute nacht — morgen wird es zu spät sein! Bestimme Dich für ein Leben der Selbstentfagung oder Deinen Mann für schwere Gefangenschaft bis zum Ende seiner elenden Tage."

"Das ist nur eine neue Lüge, laß mich vorüber!" sagte sie.

"Es ist die Wahrheit, so gewiß, als Gott uns hört," sagte Hugo.

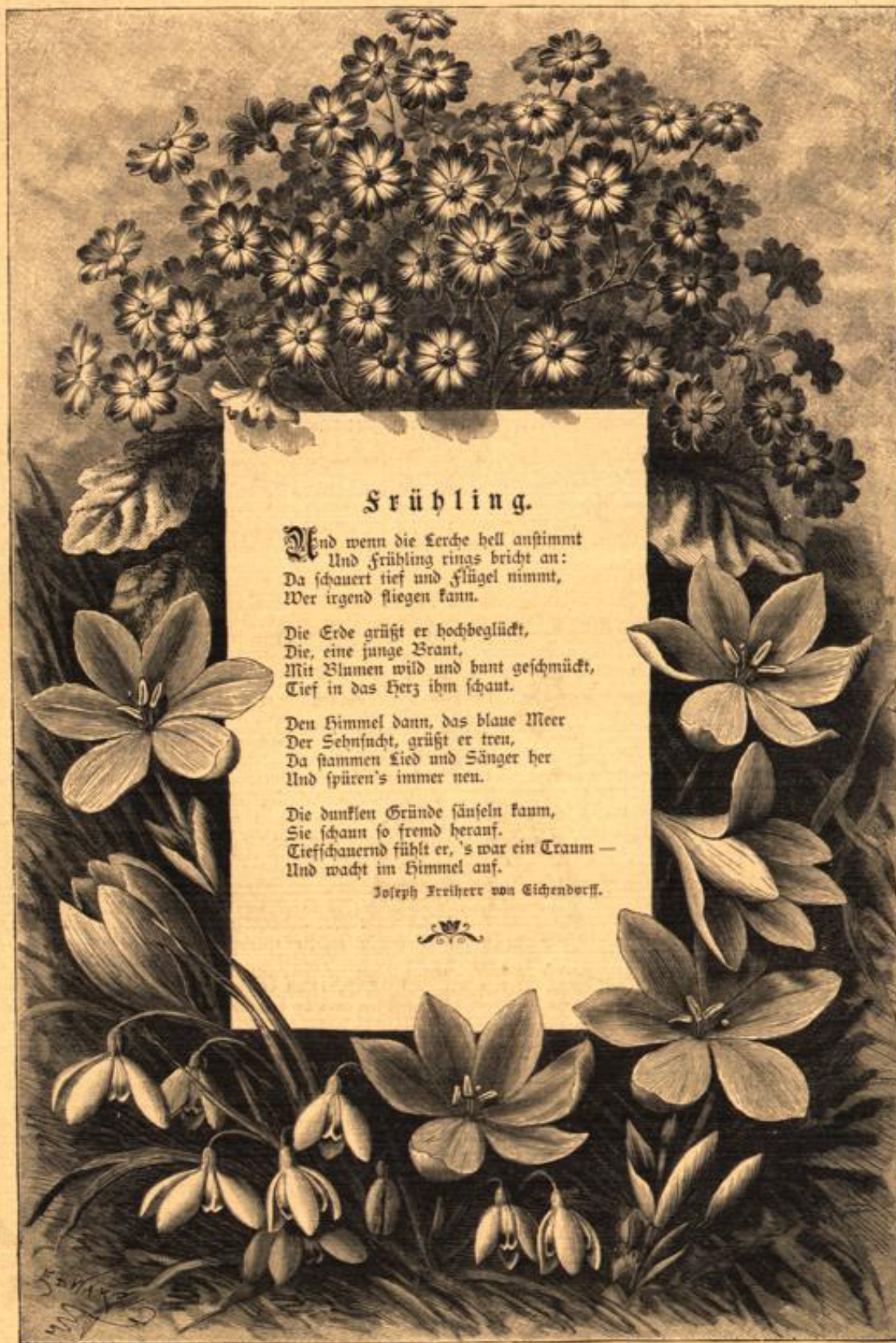
"Das werde ich niemals glauben!"

"Ich werde es beschwören!" Mit starker Hand umfaßte er ihr Handgelenk. "Ich will es beschwören am Fuß von Gottes Altar!"

Er suchte sie in die Kirche zurückzuziehen, aber sie widerstand.

"Laß mich gehen oder ich rufe um Hilfe!"

Er ließ ihre Hand fahren und trat zurück, sie wandte sich schweigend ab und verließ langsam die Sakristei.



Frühling.

Und wenn die Lerche hell anstimmt
Und Frühling rings bricht an:
Da schauert tief und Flügel nimmt,
Wer irgend fliegen kann.

Die Erde grüßt er hochbeglückt,
Die, eine junge Brant,
Mit Blumen wild und bunt geschmückt,
Tief in das Herz ihm schaut.

Den Himmel dann, das blaue Meer
Der Sehnsucht, grüßt er tren,
Da stammen Lied und Säng' her
Und spüren's immer neu.

Die dunklen Gründe säuseln kaum,
Sie schau'n so fremd herauf.
Tiefschauend fühlt er, 's war ein Traum —
Und wacht im Himmel auf.

Joseph Freiherr von Eichendorff.

"Was ist es?" fragte Greta nochmals.

Hugo schwieg erst, dann, nach kurzem Zögern, sagte er:

"Daß Du das Gelübde ablegen, den Schleier nehmen und hier bleiben willst bis zu Deinem Lebensende."

Greta schlug die Augen auf, Hugos auf sie gerichteten Blicken belegend.

"Nein, das thue ich nicht, es wäre Untreue gegen mein Ehegelübde!" sagte sie ruhig.

"Diesem treu bleiben, heißt falsch gegen Dich selbst, gegen Deinen Mann und gegen mich sein!" sagte Hugo.

"Ich liebe meinen Mann," sagte Greta mit bereitem Blick; "meinem Gelübde treu bleiben heißt ihm treu sein!"

Ein Schweigen trat ein. In Hugos Wesen ging eine Veränderung vor. Es war die Weighlutthe der höchsten Leidenschaft, mit der er die Pause unterbrach.

nen Mann für schwere Gefangenschaft bis zum Ende seiner elenden Tage."

"Das ist nur eine neue Lüge, laß mich vorüber!" sagte sie.

"Es ist die Wahrheit, so gewiß, als Gott uns hört," sagte Hugo.

"Das werde ich niemals glauben!"

"Ich werde es beschwören!" Mit starker Hand umfaßte er ihr Handgelenk. "Ich will es beschwören am Fuß von Gottes Altar!"

Er suchte sie in die Kirche zurückzuziehen, aber sie widerstand.

"Laß mich gehen oder ich rufe um Hilfe!"

Er ließ ihre Hand fahren und trat zurück, sie wandte sich schweigend ab und verließ langsam die Sakristei.

Singhalesen Kinder. Originalzeichnung von A. Janjura.



Einen Augenblick stand Hugo allein vor der Thüre. Dann ging er hinaus durch die Kirche. Sie war leer und lag beinahe im Dunkel. Der Sakristan löschte mit einem langen Stabe die Lichter, eins nach dem andern, und wandte sich erstaunt nach der schwankenden Gestalt um, welche den Kreuzgang hinabschritt und das still gewordene Gotteshaus verließ.

(Fortsetzung folgt.)



Eine Zusammenstellung berühmter Echos.

Ein außerordentlich mächtiges Echo hat eine Höhle bei Viborg in Jütland (Dänemark), die Smellen genannt. Als einmal die Russen ins Land gefallen waren und an jene Höhle kamen — so erzählt der Geschichtsschreiber Olaus Magnus — warf einer ein lebendes Tier hinein, dessen Gebrüll ein so ungeheures Echo erweckte, daß die Russen vor Schrecken zu Boden stürzten und mehrere von ihnen infolge der Angst starben. — Das stärkste Echo hört man bei Gewittern in den Schweizer Alpen. Es ist dies wie ein geisterhaftes, gewaltiges Dahinrauschen der Töne an den langen Felsenwänden. — Die regelmäßigen Echos kommen an großen und weitläufigen Gebäuden vor, weil hier die Wände systematisch hintereinander folgen, daher gibt es eine vierzigstündige Wiederholung an einem Gebäude der dadurch berühmten Casa Simonetta in der Lombardei. Dieses Schloß hat seinen Namen von der berühmten Sängerin Simonetta, die einmal, ohne das Echo zu kennen, von ihrem Liebhaber hier eingeladen wurde und vor einem angeblich außerhalb lauschenden großen Publikum sang. Es war aber niemand draußen als ihr Liebhaber, dessen Handeklatschen vom Echo hundertfach wiederholt wurde. Als sie den Betrug erfuhr, war sie sehr erzürnt und verließ den Freund für immer. Das Landhaus aber behielt ihren Namen. Schon Vater Alkanapius Kircher kannte dieses Echo. Es wird bewirkt durch die Gegenüberstellung der beiden Seitenflügel des Schlosses, die gegen den Hof zu fast kein Fenster haben. — Das Echo zu Rosneath, in der Gegend von Glasgow, wiederholt ein kurzes Trompetenstück, sobald dasselbe geendet hat, um zwei Töne tiefer. Dann erst wird es von einem zweiten Echo wieder um einen Ton tiefer wiederholt und noch einmal durch ein drittes Echo wieder um einen Ton tiefer. — Ein Echo in der Gegend von Rouen wiederholt einen kurzen Gesang auf die mannigfaltigste Art, nämlich als ob die Töne sich näherten und wieder verschwinden, bald stark, bald leise, sogar mit Unterbrechungen, in denen der Ton verschwindet, um wiederzukehren. Der eine hört die Töne zur Rechten, der andere zur Linken, der eine nur einfach, der andere doppelt. Der Singende hört kein Echo, und die das Echo vernehmen, hören den Sänger nicht. — Das Echo am Loreleielsen am Rhein gibt eine Silbe siebenzehnmals zurück, das Echo auf dem Königsplatz in Basel neunzehnmals. — Zu Adersbach im Felsenmeer (in Böhmen an der Brandlehne) wiederholt das Echo sieben Töne dreimal nach einander und jedesmal schwächer, wenn auch noch ganz deutlich. — Am St. Wolfgangsee in Steiermark antwortet das Echo, wenn schönes Wetter, aber nicht, wenn trübes Wetter bevorsteht. Der berühmte Schweizer Naturforscher Franz Josef Hugi erzählt in seinen „Naturhistorischen Alpenreisen“, es sei ihm in der Gegend der Wetterhörner ein Mann mit einem 11 Fuß langen Alpenhorn begegnet, der gegen das Wetterhorn hin geblasen habe. Da habe das Echo lange geschwiegen und spät erst angefangen, das ganze Lied, aber in einem sanft veränderten Ton, „wie aus überirdischer Ferne“ zu wiederholen. — Ein ebenfalls schönes Echo hat man hinter dem „Schatten“, einem einsam an der Landstraße Stuttgart-Gallw liegenden Wirtshaus. Wenn da, wie wir schon sahen und hörten, ein naturtroher musikalischer Morgenwanderer auf seiner Spazierstockflöte irgend eine Melodie bläst, so kommen die Töne sofort vom gegenüberliegenden Wildpark dreifach zurück, dem Hörer den Genuß eines reizenden Flötenquartetts verschaffend.

Humoristische Plätter.

Anekdoten und Wiße.

In einer Volkshochschule stattet ein Schulinspektor seinen Besuch ab. Er trägt dem Lehrer auf, in Botanik zu examinieren. „Nennt mir die hauptsächlichsten Produkte unserer Provinz.“ — Stillschweigen. „Nun, eines wenigstens.“ — Stillschweigen. „Du, Peter, nenne mir doch eine Pflanze vom Felde.“ — Peter: „Heu!“ „Nun, mit der Botanik scheint es schwach bestellt zu sein; gehen wir zur Geographie über.“ — sagt der Schulinspektor. Der Lehrer fragt: „Wo liegt Wien?“ — Allgemeines Stillschweigen. „Nun, Du Kleiner,“ hilft der Inspektor nach. „Du wirst doch wissen, wo Wien liegt?“ „Nein, Herr Inspektor, wir haben bis jetzt bloß Europa gehabt.“

Ein Opfer des Geruchs.

„Sie wollen ausziehen, Herr Müller?“
„Ja, ich kann's nimmer aushalten. Alle Tage Kocht eine der Parteien meine Leibspeise und immer zieht der Geruch heraus in meine Wohnung im vierten Stock!“

Erste Sorge.

Gatte (melancholisch): „Bedenke, Teure, wenn ich plötzlich sterben sollte!“
Gattin: „O, beruhige Dich, ich habe ja auf alle Fälle noch das gute schwarzseidene.“



Aus allen Gebieten.

Lüften der Milch.

Die guten Folgen des in Amerika von den rationellen Milchindustriellen stets sehr sorgfältig vorgenommenen Lüftens der Milch werden nach der „Milch-Zig.“ bei uns im allgemeinen viel zu wenig beachtet. Auf die Notwendigkeit des Zutritts guter, reiner Luft zur frisch gemolkenen Milch hat sicher zuerst die Erfahrung hingewiesen, daß eine längere Aufbewahrung solcher Milch in luftdicht verschlossenen Gefäßen auf die Qualität derselben sehr nachteilig wirkt. Die wohlthätige Wirkung der zutretenden frischen, reinen Luft ist darin zu suchen, daß durch das Lüften in der frisch gemolkenen Milch eine lebhaftere Wasserverdunstung veranlaßt, dadurch Verdunstungskälte erzeugt und so das Fortschreiten der Milchsäuregärung verzögert wird. Gleichzeitig werden durch den Zutritt frischer Luft fremde, von der Milch aufnehmbare Gerüche, welche die Qualität der daraus gefertigten Produkte gefährden können, verdrängt. Besonders ist darauf zu achten, daß die frisch gemolkenen Milch nicht längere Zeit im Stalle stehen bleibt oder an Orten aufbewahrt wird, wo sich andere stark riechende Gegenstände befinden.

Filzhüte, schwarze, verschossene, wieder gut zu machen.

Bestreiche sie mit einer wässrigen Lösung von Ammoniak oder kohlensaurem Natron (Soda).

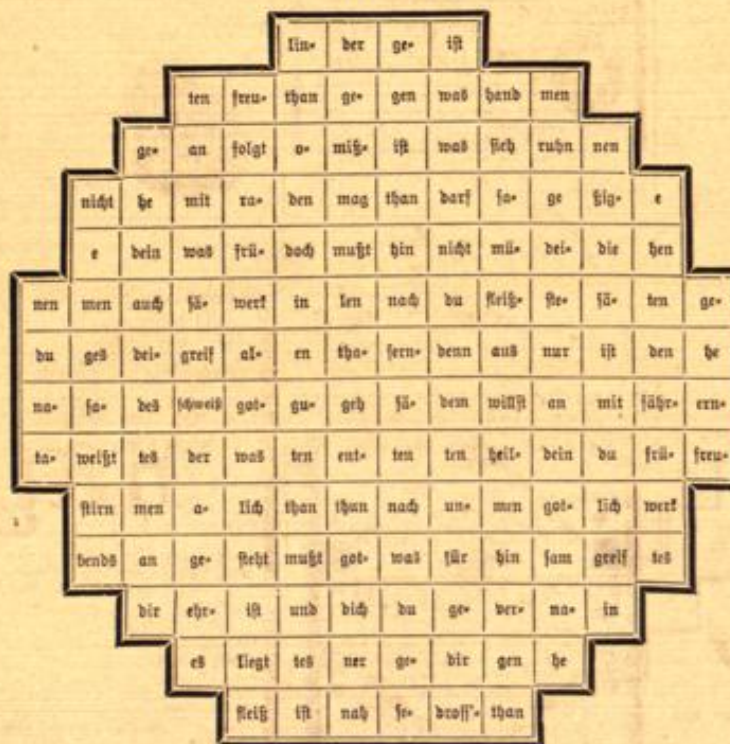
Bügeleisen zu reinigen.

Bügeleisen reinigt man, wenn sie Rostflecke haben, am besten mit weichem Wachs, mit dem man das heiße Eisen abreibt und nachher mit einem wollenen Lappen gut trocknet.

Ein gutes Fleckwasser.

Man nehme 4 Eßlöffel Salmiakgeist, 4 Eßlöffel starken Weingeist und 1 Eßlöffel Salz, schüttle das Ganze in einem Glase tüchtig durcheinander und wende es mit einem Schwamme oder wollenem Lappen an. Mit dieser Flüssigkeit kann man alle Fett- oder Oelflecken und so weiter auswischen. Flecken von Harz und Teer auf Tuch müssen erst mit Butter erweicht werden.

Rösselsprung.



Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 441:

Hauptquartier.

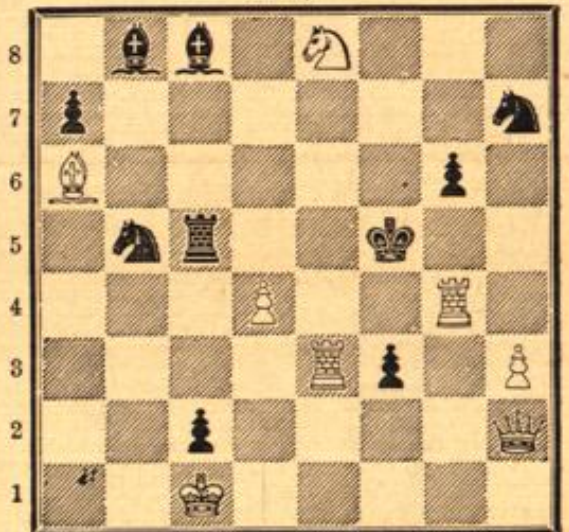
Schach.

(Redigiert von Jean Tufredue.)

Aufgabe Nr. 10.

Von den Gelehrten S. und J. Fettmann.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 8 Seite 368:

Weiß.

Schwarz.

- 1) 2. G 3 — B 8 1) 2. D 8 — D 5 +.
- 2) E 4 — E 5 Matt.
- 1) 1) Beliebig anders
- 2) D. G. oder 2. Matt.

Buchstabenrätsel.

Zu dunkler Nachtzeit komm' ich angezogen
Und schmück' der Leier goldnen Sternbogen.
Doch schwanke ein feines Zünglein auf und nieder,
Rehr' in verändertem Gewand ich wieder.

Auflösung der zweifelhigen Charade Seite 441:

Ausdud.

Auflösung des Buchstabenverschiebungs-Rätsels Seite 441:

S	E	R	B	I	E	N
E	N	G	L	A	N	D
R	I	S	T	I	T	S
B	E	L	G	R	A	D
I	T	A	L	I	E	N
E	U	G	E	N	I	E
N	A	T	A	L	I	E

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Friedrich Spielhagens
Ausgewählte Romane
in ca. 60 Lieferungen à 30 Pf.
Verlag von L. Staackmann, Leipzig.



Wir empfehlen unser reichhaltiges Lager von Cigarren aus garantiert besten ostindischen, westindischen und amerikanischen Tabacken.
Ausführliches Preis-Verzeichnis steht auf Wunsch gern zu Diensten.

Um die Auswahl zu erleichtern, versenden wir

Versuchskisten,
enthaltend je 10 Sorten zu 10 Stück
No. 1 in den Preislagen von M.36 bis 56: für M.5,10.
" 2 " " " " 46 " 63: " " 6,—
" 3 " " " " 52 " 70: " " 6,50.
" 4 " " " " 54 " 95: " " 7,50.
" 5 " " " " 63 " 121: " " 9,50.
Versand gegen Nachnahme oder nach Einsendung des Betrages.



Sehr reichhaltige, schöne
Auswahlen von wasch-
echt. Ell. Kleiderstoffen
in
Baumwolle u. reiner Wolle.
Neuheit: Ell. Vollendruck
1889 nur beste Qualitäten.
Ferner: selbstfabrizierte Haus-
macher- u. Zwirnstoffe sowie
Schürzenleinen.
Proben direkt a. Private
gratis und frei!
Franke & Co.
Weberei u. Versandhaus
Gnadenfrei i. Schles.

Die Stiftung von Zimmermann'sche Naturheilkunst

bei Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-ästhetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettleucht, Zuckerkrankh. u. a. w., Sommer- u. Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

Die grosse Nachfrage nach m. Fabrikat u. die vielen Anerkennungs schreiben, die ich in kurzer Zeit erhalten, haben mich veranlasst, den Kasse in gröss. Massstab herzustellen. Ich bin jetzt in der Lage, jeden Auftrag postwend. zur Ausführung zu bringen.
W. Veth, Gandersheim a/H.



Cognac
der Export-Cie.
für Deutschen Cognac
Köln a. Rh., Salierring 55,
bei gleicher Güte bedeutend
billiger als französischer.
Man verlange stets Etiketten mit unserer
Firma.
Direkter Verkehr nur mit Wiederverkäufern.

Photographische Apparate!
Komplet von 50 Mk. (fein Spielzeug) vert.
Jahrb. Katalog gratis u. franko.
Joh. Sachs & Cie.
Königs-Platz-Plattenfabrik Deutschlands.
Berlin S., Ritterstr. 88.

Herren-Kleider-
stoffe in Buckskin, Kammgarn, Tuch
etc. Vortellhafteste Bezugsquelle für
Private, Abg. jed. Meterzahl. Muster frei.
Carl Haussig, Cottbus.



**Bestes Putzmittel
der Welt!**



Ueberall vorrätig.
Man achte genau auf unsere Firma
und Schutzmarke!

CACAO-VERO.
entölt, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergibt sofort das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis per 1/2 1/4 1/8 Pf.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.
**HARTWIG & VOGEL
Dresden**

Ersparnisse
machen diejenigen Damen, welche vor Beginn grösserer Arbeiten Muster meiner Spezialitäten: Strickwollen, Rock- u. Decken-Wollen, aus engl. Kammgarn, Zephyr u. Kameelhaar, meine absolut echtfarbigen Baumwollgarne Häkelgarne mit genau pass. Kongressstoff „Hoffmanns Goldetikett“ u. s. w. verlangen. Tausende intelligenter Hausfrauen rühmen die gebotene Auswahl, die Solidität und Billigkeit meiner Erzeugnisse.
Paul Hoffmann, Ruhrort a/Rh.

Etabliert **Julius Gertig**, 1843.
Fonds- u. Lotterie-Geschäft.
Badeanstalt, 2 Brauereien, grüster Volksgarten. Hamburg. Casper Hamb. Platt.
Referenz die Hamb. Börse seit 1843.
Devise: „Und wiederum hat man bei Gertig Glück!“ — Prospekte gratis und franko. Gewinnzahlung in bar, nicht in Lose! — Keine Börsenspekulation. Gewinnresultate 1888 und 1889 brillant! — Correspondenz: Englisch, Französisch, Dänisch, Schwedisch.



Auflage 352.000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; ausserdem in mehreren Sprachen in zwölf fremden Sprachen.



Der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche u. s. w. wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntdruckerei, Namens- u. Briefen u. s. w.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Große-Nummern gratis und franco durch die Expedition. Berlin W., Potsdamer Str. 38; Wien I., Dorotheengasse 2.

Gerolsteiner Sprudel
alkalischer Säuerling, ein natürliches blutreinigendes und erfrischendes Getränk, mit einem von Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. R. Fresenius in Wiesbaden als besonders empfehlend hervorgehobenen ungewöhnlich hohen Gehalt an freier natürlicher Kohlensäure, welche bei direkter, Gerolstein.
Dr. Deun, Fr. Rhein-Prov.
Geeignete Vertreter werden gesucht.

Ueberall zu haben ist:
LIEBIG Company's
Fleisch-Extract
Nur echt wenn jeder Topf den Namenszug Liebig in BLAUER FARBE trägt.



Bewährtestes Mittel gegen Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten u. A.
Dosis nach ärztlicher Verordnung.
(Für Erwachsene in der Regel 1—2 Gramm.)
ist **Dr. Knorr's Antipyrin**
zu haben in allen Apotheken; man verlange ausdrücklich „Dr. Knorr's Antipyrin“. Jede Original-Boxe trägt den Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr“ in rotem Druck.

Stottern
heilt **Rudolf Denhardt's** Anstalt
Honorar nach **Eisenach** Prosp. gratis.
Heilung. (früher Burgsteinfurt).
Gartenlaube 1878 No. 12. 1879 No. 5. Einzelne Anst. Deutschl., die mehrst. staatl. ausgezeichnet.
Wer seinen Bedarf in **Anzugstoffen** (Wollstoffe, Kammgarn, Vellottstoffe, schwarze Tuche u. s. w.) in guten u. realen Qualitäten sehr billig beziehen will, wende sich direkt an die Firma: **Egmont Hammer in Forst i. d. Lausitz.** Tuch-Manufaktur & Versand-Geschäft. Muster kostenfrei. — Abgabe jedes beliebig. Maßes. — Versand gegen Einzahlung des Betrages od. Nachnahme. — Garantie: Barzahlung.

pharmaceutischer
Bestes Eisenmittel gegen
Blutarmuth, Bleichsucht etc.
1 Dose 250 Pillen
M. 1,50.
Zu haben in
allen renom. Apotheken.
W. Kirchmann, Apotheker.
Ottensen - Hamburg.

Bad Reinerz
bei Glaz in Schlesia, klimatischer waldreicher Höhenkurort von 568 m. Seehöhe, besitzt drei kohlensäurehaltige alkalisch-erdige **Eisen-Trinkquellen, Mineral-, Moor-, Douche-Bäder** und eine ganz vorzügliche **Molken- und Milch-Kuranstalt**. Reinerz ist demnach am geeignetsten bei Tuberculose, chronischem Katarrh der Athmungsorgane und chronisch gewordenen Lungen- und Brustfell-Entzündungen; bei Anämie und deren Folgezuständen, namentlich bei auf anemischer Basis beruhenden Magen- und Darmcatarrhen, Hysterie und Neuralgie; endlich bei chronisch entzündlichen Leiden der weiblichen Sexualorgane und bei Herzkrankheiten ohne tiefere Compensationstörung. **Saisondauer vom 1. Mai bis 1. October.**
Die in jeder Buchhandlung zur Ansicht ausliegende reich illustrierte No. 24 aus der Collection der Europ. Wandbilder — Preis 50 Pf. und Woerl's Reisehandbücher: Führer durch Bad Reinerz und Umgegend, besagen das Nähere. Prospekte unentgeltlich.

Gerolsteiner Sprudel
alkalischer Säuerling, ein natürliches blutreinigendes und erfrischendes Getränk, mit einem von Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. R. Fresenius in Wiesbaden als besonders empfehlend hervorgehobenen ungewöhnlich hohen Gehalt an freier natürlicher Kohlensäure, welche bei direkter, Gerolstein.
Dr. Deun, Fr. Rhein-Prov.
Geeignete Vertreter werden gesucht.

Ueberall zu haben ist:
LIEBIG Company's
Fleisch-Extract
Nur echt wenn jeder Topf den Namenszug Liebig in BLAUER FARBE trägt.



Bewährtestes Mittel gegen Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten u. A.
Dosis nach ärztlicher Verordnung.
(Für Erwachsene in der Regel 1—2 Gramm.)
ist **Dr. Knorr's Antipyrin**
zu haben in allen Apotheken; man verlange ausdrücklich „Dr. Knorr's Antipyrin“. Jede Original-Boxe trägt den Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr“ in rotem Druck.